Werk

Titel: Referate und Rezensionen

Ort: Berlin

Jahr: 1896

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0018|log63

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Referate und Rezensionen.

Bartsch, Karl, *Chrestomathie de l'ancien français* (VIII^{e}-XV^{e} siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Sixième édition revue et corrigée p. A. Horning. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1895, 754. Sp. 8^{0} Pr. 10 M.

Bartsch's Chrestomathie hat in den nunmehr beinah 30 Jahren, die seit ihrem ersten Erscheinen verflossen sind, unstreitig einen grossen und segensreichen Einfluss auf die Entwicklung und Ausbreitung altfranzösischer Studien in und ausserhalb Deutschlands ausgeübt. Das bezeugen nicht nur die vielen Neuauflagen, sondern auch die zahlreichen Nachbildungen und Entlehnungen, die sie sich hat gefallen lassen müssen. Alle im Auslande seither erschienene Blumenlesen der altfranzösischen Litteratur geben sich mehr oder weniger deutlich als schwache Kopien dieses von ihnen nicht erreichten Vorbildes zu erkennen. Eine einzige Ausnahme wäre wohl zu machen: die von Bartsch selbst gemeinsam mit A. Horning 1887 in Paris veröffentlichte zweite Chrestomathie mit dem Titel: *La langue et la littérature française depuis le IX^{ème} siècle jusqu'au XIV^{ème}*, textes et glossaire p. K. Bartsch précédés d'une grammaire de l'ancien français par A. Horning. Sie übertrifft das ursprüngliche Werk allerdings in verschiedenen Beziehungen, insbesondere ist Hornings Darstellung der altfranzösischen Grammatik der älteren Bartsch'schen bedeutend überlegen. — Die neue Auflage der älteren Chrestomathie ist nun, wie der Titel angiebt, ebenfalls „revue et corrigée par A. Horning", doch scheint sich Hornings Thätigkeit fast lediglich auf die Revision der Druckbogen beschränkt zu haben. Die seit 1883 erschienenen Textausgaben sind ja angezogen worden, von einer Umgestaltung des Chrestomathie-Textes lässt sich aber nicht viel bemerken. Diese sechste Auflage ist also nichts als ein in Kleinigkeiten verbesserter Neudruck der fünften. Das wird bei ihrer Benutzung im Auge zu behalten sein. Hoffentlich wird die siebente Auflage eine um so gründlichere Um- und Neubearbeitung darstellen und so dem Bartschschen Buche sein wohlverdientes Ansehen erhalten.

E. STENGEL.

Fluri, Theodor. *Isembart et Gormont.* Entwicklung der Sage und historische Grundlage. Züricher Dissertation. Basel 1895. 8°. 131 S.

Zenker, Rudolf. *Das Epos von Isembard und Gormund.* Sein Inhalt und seine historischen Grundlagen nebst einer metrischen Übersetzung des Brüsseler Fragmentes. Halle a. S. Niemeyer 1896. 8°. XV, 203 S.

Das Gedicht von Isembard und Gormund, dem eine hervorragende Stellung in der Geschichte der französischen Heldensage zukommt, blieb lange unbeachtet; heuer ward ihm um so eifrigere Untersuchung von zwei Seiten zu teil. Zwei Fragen sind zu erledigen: Ordnung innerhalb der Überlieferung und Erklärung der Sage aus der Geschichte. Beide Verfasser haben die Aufgabe in ihrem vollen Umfang zu lösen versucht, Fluri erörtert aber ausführlicher den ersten, Zenker den zweiten Punkt, so dass die Arbeiten, obwohl sie grossenteils im Inhalt und in den daraus gefolgerten Schlüssen zusammen fallen mussten, sich doch auch wiederum ergänzen. Fluri berücksichtigte Zenkers Vortrag, den er auf dem Wiener Philologentag im Mai 1893 hielt, soweit dessen Ergebnisse in der *Z. f. frz. Spr.* 1893, 257/9 bekannt gemacht wurden, im übrigen aber sind beide Schriften durchaus selbständig. Bis zu einem gewissen Grade ist die Aufgabe so klar vorgezeichnet, dass bedeutendere Abweichungen im Gang der Untersuchung und in deren Ergebnissen kaum vorkommmen können. Die Sage ist in älterer und jüngerer Fassung überliefert. Die Zeit des alten Isembardliedes fällt in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts (Fluri, S. 31, Zenker S. 4 ff.); die genauere Datierung Zenkers auf 1080 ist grundlos. Aus den beigebrachten Thatsachen ist doch höchstens „nach 1037", aber sonst nichts zu entnehmen. Das Brüsseler Bruchstück muss ergänzt werden teils mit Hilfe der darin vorkommenden, auf den Inhalt der verlorenen Stücke hinweisenden Anspielungen, teils aus vorsichtiger Verwertung der jüngeren Fassung. Letztere liegt nur mittelbar vor, in Mouskets Auszug, dessen Auslegung stellenweise Schwierigkeiten macht, und im Ritterroman von Loher und Maller. Neben vielen eigentümlichen Zügen weisen diese beiden späten Überlieferungen doch auch grosse Übereinstimmung auf, sie deuten auf eine gemeinsame Vorlage, etwa ein Remaniement der alten Chanson, das dem 12. Jahrhundert angehören dürfte. Für die Abweichungen muss im einzelnen festgestellt werden, ob selbständige Neuerung oder nur einseitige Bewahrung ursprünglicher Züge vorliegt. Die Wiederherstellung des Inhalts der alten Chanson geht bei Zenker S. 62 f. weit mehr ins einzelne als bei Fluri S. 47 f., der sich mit allgemeinen Umrissen begnügt. Die Berechtigung der reicheren Ausgestaltung entnimmt Zenker seiner tief

eindringenden geschichtlichen Erklärung des Sagenstoffes. Eine nur fragmentarisch bekannte Chanson und ein aus Auszügen und willkürlichen Bearbeitungen nur undeutlich erkenntliches Remaniement gewähren natürlich den Vermutungen des Forschers nur allzu freien Spielraum. Die gelegentlichen Erwähnungen der Sage von Isembard und Gormund in der französischen und lateinischen Litteratur treten als weitere Quelle der mangelhaften Überlieferung zur Seite. Bei Fluri sind diese Zeugnisse vollständiger und übersichtlicher gesammelt als bei Zenker. Über besonders wichtige Stellen, z. B. über das *chronicon Centulense* lautet das Urteil der beiden Verfasser ziemlich übereinstimmend. Zenkers Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen der Dichtung ist in Anlage und Ergebnissen der Fluris bedeutend überlegen. Die Schlacht bei Saucourt, in welcher der westfränkische König Ludwig III im Jahre 881 die Normannen besiegte, auf welche auch das deutsche Ludwigslied gedichtet wurde, bildet den Ursprung der Sage. Aber dieses geschichtliche Ereignis erklärt gerade die Hauptpersonen der französischen Sage, den Heidenkönig Gormond, den Renegaten Isembard, König Ludwigs Bruder Hugo, dessen Knappen Guntier u. a. mehr nicht im geringsten. Geschichtliche Vorbilder sind aber auch für diese Gestalten sehr wahrscheinlich. Fluri bespricht Hugo, Isembard und Gormond und erhebt dabei gelegentlich Einwände gegen Zenkers Behauptungen, soweit sie ihm aus dem Vortrage schon bekannt waren. Die Bedenken sind allerdings berechtigt und mahnen gegen manche Aufstellungen Zenkers zur Vorsicht. Aber Fluris eigene Vermutung, Gormond scheine eher eine Person der kymrischen als der französischen Sage zu sein und ebenso sei die Geschichte von der Eroberung Cirencesters kymrisch, ist noch viel bedenklicher und wird schwerlich Zustimmung finden. Zenkers Untersuchung schreitet langsam und bedächtig zum Ziele und stützt sich auf ähnliches Verfahren innerhalb der Forschung über die französiche Heldensage. Gleichwie der Name Karls ein Sammelpunkt für die verschiedenartigsten Karlssagen ward, so vereinigt auch der sagenhafte König Ludwig die Züge von mehreren seiner Namensvettern. Der ostfränkische Ludwig III besiegte im Jahre 880 bei Thiméon im Hennegau die Normannen. Sein Sohn Hugo wurde von Gotfrid, dem Anführer der Normannen getötet. Auf beide Normannenschlachten wurden wohl Lieder gedichtet, welche schon der Gleichheit des Königsnamens halber alsbald verschmelzen mussten. Damit ist Hugo in der Chanson erklärt. Auch von seinem Vater Ludwig II (877—79) übernahm der westfränkische Ludwig einiges. Grosse Schwierigkeit bereitet die Feststellung der historischen Vorbilder Isembards und Gormonds. Gormond ist der Eroberer Irlands und Englands und doch zugleich ein Sarazenen-

fürst aus Afrika, Isembard ein fränkischer Edler, der von Ludwig aus Frankreich verbannt bei Gormond Schutz und Hilfe zur Rache findet. Die weltgeschichtlichen Kämpfe, welche das Reich der Karolinger im Norden gegen die Normannen, im Süden gegen die Mauren auszustehen hatte, spiegeln sich in unserer Sage wieder. Ist etwa erst im Verlaufe der Zeit die Normannenschlacht als Sarazenenschlacht aufgefasst worden oder sind von Anfang an zwei ganz verschiedene Ereignisse etwa durch Verschmelzung eines nördlichen und südlichen Liedes mit einander verknüpft worden? Zenker vertritt mit Recht die letztere Anschauung. Die Wilhelmsage erwuchs nach G. Paris aus ähnlicher Vermischung nördlicher und südlicher Bestandteile, nur dass der Schauplatz hier im Süden, in der Gormondsage im Norden verblieb. Der Untersuchung sind mithin feste Ziele gesetzt. Sie hat die Sarazenenschlachten aufzuspüren, welche neben den Normannenschlachten in Betracht kommen können. Zunächst glaubt Zenker noch nordische Häuptlinge für Gormond als Vorbilder nachweisen zu können, und zwar den Wikinger Wurmo (frz. Gormond), der als einer der Anführer des an der Schlacht von Saucourt beteiligten Normannenheeres genannt wird. Der sagenberühmte dänische Seekönig Guthorm, der 879 von Aelfred besiegt und nach empfangener Taufe mit Ostanglien belehnt wurde, gilt seit Wilhelm von Malmesbury (um 1125) als Vorbild Gormonds. Die Belagerung von Cirencester, das er vermittelst einer von Odin eingegebenen List (vgl. Zenker S. 111) erobert, wird in der Chanson von Gormond vorausgesetzt, dort trifft der aus Frankreich geflüchtete Isembard den König. Die Möglichkeit der Behauptungen Zenkers, der zuerst auf Wurmo hinweist, ist nicht abzustreiten. Doch machen die Namen Schwierigkeiten, wie Fluri S. 123 f. einwendet. Aus Wurmo (gen. Wurmonis) würde der Name Gormon erklärlich sein. Aber gerade die älteren Quellen bieten Gormond. Man müsste an volksetymologische Anlehnung an die häufigen fränkischen Namen, die im zweiten Teil *mund* enthalten, etwa an die Bildung eines Nominatives Gormons, Gormuns denken, wozu dann leicht ein obliquer Fall Gormond, Gormund entsteht. Solche Entwicklung ist nicht unerhört und immerhin wahrscheinlicher als Fluris keltisches Auskunftsmittel. Beide Verfasser übersahen beim Citat Gottfrieds von Strassburg die umfang- und inhaltsreiche Anmerkung, die W. Hertz in der ersten Auflage seiner Tristanübersetzung 1877 S. 569—579 dem Irenkönig Gurmun widmete. Doch der nordische Seeheld Gormond gewährt keinerlei Aufschluss über den afrikanischen Sultan. Zenker verweist auf die Sarazenenkriege, die Kaiser Ludwig II (850/75), der Sohn Lothars I, gegen die aus Afrika in Italien einfallenden Sarazenen, namentlich unter dem Sultan Mufareg Ibn

Sâlem zu bestehen hatte. Dass wirklich davon gesungen und gesagt ward, geht schon aus der Färbung einiger Geschichtsquellen über jene Zeit deutlich hervor. Dass solche Lieder nach dem Norden Frankreichs gelangten und wohl wegen der gleichnamigen Könige mit nordischen Ludwigsliedern verschmolzen, ist möglich. Somit wäre Gormond als Wikinger aus Irland und England und als Sultan aus Afrika infolge dieser Vermischung erklärt. Namentlich Isembard li Margariz, der abtrünnige, stammt aus den Berichten der italischen Sarazenenkämpfe, bereits der Beiname μαγαρίτης deutet eher auf Gegenden, wo byzantinische Einflüsse herrschten, als auf die Normandie. Ein Gastalde Isembard machte im Jahre 860 mit den Sarazenen gemeinschaftliche Sache gegen Kaiser Ludwig, er wurde zwar in Wirklichkeit begnadigt, doch die Sage mochte ihn leicht in einer der vielen Sarazenenschlachten umkommen lassen, nachdem er in offenem Aufruhr gegen Ludwig sich erhoben hatte. Der grosse Feldzug Ludwigs gegen die Sarazenen in den Jahren 866 bis 872 fand seinen Abschluss in der Schlacht von San Martino am Volturno, wo ein erst im Jahre zuvor aus Afrika eingetroffenes Sarazenenheer aufs Haupt geschlagen und zum grossen Teil vernichtet wurde. In dieser Schlacht fiel ein junger Neffe Ludwigs, Cuntart oder Gontar genannt, d. i. Guntari, frz. Guntier, wie Hugos Knappe in der Chanson heisst. Zenker vermutet ein „Isembardlied", welches auf die erwähnten geschichtlichen Vorgänge sich gründete, dessen Hauptpersonen Ludwig, Isembard, der afrikanische Sultan gewesen wären, worin unter den fränkischen Kämpen auch Guntier vorkam. Der Vereinigung der Lieder von der Normannen- und italienischen Sarazenenschlacht, worin beidemal ein französischer König Namens Ludwig über die Ungläubigen siegte, ergab den Inhalt der Chanson. Die aus dem südlichen Lied übernommene Gestalt des Isembard li Margariz glaubt Zenker bereits im Saucourt-Thiméonliede vorgebildet. Ein zweiter Wikingerhäuptling, Rollo, der erste Herzog der Normandie, sei neben Wurmo-Gormond schon von Anfang an hervorgetreten und später mit Isembard verschmolzen. Der Hinweis auf Rollo scheint mir wie Fluri S. 126 nicht stichhaltig, aber auch unnötig. Wenn Isembard in dem fraglichen Gedichte, das seine Schicksale behandelte, wirklich die vorausgesetzte Rolle spielte, so bedarf es keines weiteren Vorbildes mehr.

Untersuchungen wie die Zenkers können kein völlig sicheres, unanfechtbares Ergebnis erzielen. Nur ein grösserer oder geringerer Grad von Wahrscheinlichkeit ist hierbei zu erreichen. Was Zenker für die Isembardsage behauptet, streitet nicht gegen die Anschauungen, die wir sonst von der Entwicklung der französischen Heldensage gewonnen haben, die Ergebnisse sind möglich, wenn

auch nicht gewiss. Die Untersuchung ist sorgfältig und vorsichtig geführt.

Zum Schluss giebt Zenker eine metrische Übersetzung des Brüsseler Fragments, doch ohne die Assonanzen nachzuahmen.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Becker, Ph. Aug., *die altfranzösische Wilhelmsage und ihre Beziehung zu Wilhelm dem Heiligen.* Studien über das Epos vom Moniage Guillaume. Halle a. S. Niemeyer 1896. 8° 175 S.

Wilhelm, Graf von Toulouse, 790—812, spielt in den Wilhelmsepen des 12. Jahrhunderts eine hervorragende Rolle. Der epische Wilhelm vereinigt mehrere Helden dieses Namens in seiner Person, ihre verschiedenen Schicksale ergaben seine Lebensgeschichte; besonders Wilhelm, der Retter der Krone, mit dem Beinamen *fière brace* und *au court nez*, von welchen das *couronnement de Louis* erzählt, nimmt im Epencyklus eine entscheidende Stellung neben dem heiligen Wilhelm ein. Dem Grafen von Toulouse, dem Bekämpfer der Sarazenen und Stifter der Abtei Gellone widmete Ardo († 842) im Leben des Abtes Benedict von Aniane († 821) einen Abschnitt, Urkunden und der Biograph Ludwigs des Frommen sowie das Gedicht des Ermoldus Nigellus um 826 nennen ihn. Bis ins zweite Viertel des 9. Jahrhunderts blieb sein Andenken lebendig. In der Folgezeit verlautet zunächst nichts selbständiges mehr von ihm. Im Epos ist Wilhelm Markgraf von Orenge, womit die Geschichte vom Emir Theobald, dessen schöne Tochter Orable samt der Stadt Orenge Wilhelm sich gewinnt, verknüpft ist. Dieser Markgraf von Orenge und der Mönch weisen beide auf den Grafen von Toulouse, welcher die Sarazenen bekriegte, hernach aber Gellone gründete und als einfacher Mönch dort eintrat. Wie kam diese Erzählung in die französischen Gedichte des 12. Jahrhunderts? Ist eine ununterbrochene mündlich überlieferte Volkssage vom hl. Wilhelm zu vermuten, die auf einmal in der französischen Epik des 12. Jahrhunderts ans Tageslicht kommt, während sie zuvor verborgen blieb? Becker hat diese Frage gründlich untersucht und ist fürs *Moniage* zu annehmbaren Ergebnissen gelangt; doch fühlt man sich nicht vollkommen befriedigt, insofern die beiden Epen *charroi de Nimes* und *prise d'Orenge*, welche von Wilhelms Sarazenenkämpfen berichten, in einem noch nicht genügend aufgehellten Verhältnis zum hl. Wilhelm und zum Moniage stehen. Erst mit einer ausreichenden Erklärung der genannten beiden Epen scheint mir die völlig sichere Lösung der Moniagefragen möglich. Becker giebt aber in dieser

Hinsicht nur einige gelegentliche Vermutungen und Andeutungen mit allem Vorbehalt. Aus dem 12. Jahrhundert (zwischen 1120 und 1130) stammen die in der Abtei Gellone geschriebene Vita Sancti Guilelmi und die Moniagebearbeitungen. Die Vita entsprang dem Bestreben der Mönche von Gellone sich selbständig zu machen. Je heller die Gestalt ihres Stifters hervorleuchtete, desto gerechter erschienen ihre Unabhängigkeitsansprüche. Die Vita beruht auf den Nachrichten, die Ardo im Leben des Abtes Benedict gegeben hatte, im übrigen auf Erfindung. Wo von den Thaten Wilhelms erzählt werden musste, erfand der Verfasser dessen Kämpfe mit Theobald um Orable und Orenge, oder er entnahm diese Thatsachen irgend einer Sage, die schwerlich von Anfang an dem Grafen Wilhelm von Toulouse zukam. Man darf somit auch nicht von einer fortdauernden mündlichen Wilhelmsage reden, die erst in der Vita wieder emportauchte. Welchen Ursprung die Theobaldgeschichte auch haben mag, erst im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich erst in der Vita verband sie sich mit Wilhelm dem Heiligen. Das Moniage Wilhelms liegt in zwei französischen Fassungen und in auswärtigen Bearbeitungen vor. Von den letzteren kommen die Karlamagnussaga und Ulrichs von Türheim Willehalmfortsetzung in Betracht. Becker weist nach, dass die Saga und das mhd. Gedicht keine weitere selbständige Redaction des Moniage voraussetzen, dass sie vielmehr aus Moniage I abstammen. Die vielen Abweichungen erklären sich aus der Arbeitsweise des Sagaschreibers und des mhd. Reimschmiedes. Des Türheimers Verfahren wird S. 80 treffend geschildert. Wir ermangeln meines Erachtens noch immer sicherer Grundsätze bei Beurteilung des Verhältnisses zwischen einer französischen Vorlage und ihren Nachahmungen. Die Ansichten schwanken zwischen Gegensätzen, indem entweder alle eigenartigen Züge dem fremden Bearbeiter zuerteilt oder einer verlorenen französischen Quelle zugemutet werden. Die Geschichte der französischen wie der mittelalterlichen Litteratur überhaupt erfordert möglichst bestimmte Entscheidung für jeden Einzelfall. Jeder Beitrag zur Lösung solcher Fragen ist willkommen, so auch der Beckers, welcher die Unterschiede zwischen Vorlage und Nachahmung aus der Eigenart der Verfasser erklärt, ihr Verfahren damit uns lebendig vergegenwärtigt und die französische Litteratur von einem oder mehreren höchst zweifelhaften Gedichten entlastet. Somit haben wir nur mit Moniage I und II zu rechnen. Becker bringt Konrad Hofmanns Ansicht wieder zu Ehren, wonach II eine Überarbeitung von I darstellt, während Pio Rajna und Cloetta hinter II und I eine verlorene Fassung suchten. Die Entstehung von Moniage II ausMoniage I, der verschiedene Charakter der beiden Gedichte wird eingehend erörtert. Nachdem Moniage I als Original-

dichtung erwiesen ist, wird deren Ursprung im einzelnen bestimmt. Das Gedicht behandelt Wilhelms Mönchtum, auf seine früheren Thaten wird nur am Anfang kurz angespielt. Wenn von Wilhelm dabei gesagt wird

qui tint Orenge et Nimes la chité
et Torteleuse et Porpaillart sor mer,

so wird *Charroi de Nimes* und *Prise d'Orenge* damit vorausgesetzt. Dass das Moniage Wilhelms Herrschaft über Nimes erst einführte und damit die beiden Epen veranlasste, kann ich nicht glauben. Soll das Moniage älter sein, „das gegebene Bindeglied zwischen der Legende und der Weiterdichtung" (S. 102), so müssten jene Zeilen als Einschub betrachtet werden, der sich im umfassenden Wilhelmcyklus leicht erklären liesse. Das Moniage ist später als die Legende, es entstand in den fünfziger Jahren des 12. Jahrhunderts im Gebiet der oberen Oise und Aisne. Sein Inhalt deckt sich mit dem der Vita kaum. Man erkennt zwei Hauptteile, die weit verbreitete Wandersage vom alten Helden, der ins Kloster tritt, wobei Mönchtum und Reckentum öfters in Zwiespalt geraten, was zu launigen, humorvollen Schilderungen Gelegenheit bietet und die Besiegung eines riesigen Kämpen, hier des Ysoré, wozu der Held noch einmal aus seiner Abgeschiedenheit in alter Kraft hervortritt. Endlich ist noch eine Ortssage verwertet, wie Wilhelm den die Brücke zwischen Gellone und Aniane zerstörenden Teufel in den Fluss schleudert und dort festbannt. Die weiteren Episoden des Moniage II kommen für die ursprüngliche Dichtung nicht in Betracht. Die Brücke wurde erst um 1029 gebaut, das Mönchtum und der Zweikampf gehören ursprünglich andern Helden, also kann von einer uralten Wilhelmsage keine Rede sein. Hätten wir eine erschöpfende Untersuchung des Klosterschwankes, denn ein solcher ist die Geschichte vom Helden, der ein Mönch wird, so würde dessen Wanderung, seine jeweilige Lokalisierung und litterarische Verwertung noch deutlicher.

Becker kommt zum Schluss, dass der heilige Wilhelm erst im 12. Jahrhundert und zwar durch den Verfasser des Moniage in die französische Heldensage eintrat. Vorher wurden unr seine Namensvettern, vornehmlich Wilhelm der Retter der Krone im Liede verherrlicht. Der Ursprung der hierdurch veranlassten grossen Erweiterung der Wilhelmsage liegt in der Gelloner Vita, welche nach Becker auch die Theobaldsage in Wilhelms Sarazenenkämpfe einführte. Der Moniagedichter ist in der Gegend von Gellone bekannt, auf einer Wanderung in den Süden mag ihm der Stoff vertraut geworden sein. Die Legende und was man sich in und um Gellone vom heiligen Wilhelm erzählte, rief das Moniage ins Leben, dessen Inhalt vom Dichter selbst durch Übertragung des Schwankes

vom streitbaren Mönch und der Zweikampfgeschichte auf Wilhelm den Heiligen geschaffen ward. Keine hypothetische südfranzösische Volkssage, wohl aber die thatsächlich vorhandene Legende und Klosterchronik wirkt am Aufbau der französischen Heldensage mit. Insofern hat Beckers Ergebnis allgemeinen methodischen Wert. Becker ist mit Erfolg bemüht, die Entstehung und Entfaltung der französischen Heldendichtung an charakteristische Individualitäten anzuknüpfen, er meidet allgemeine Phrasen wie Volkssage, Volksepik, er setzt klare, einfache Anschauungen an Stelle verschwommener unfassbarer und undenkbarer Begriffe, er rechnet mit den wirklichen Thatsachen und sucht deren Zusammenhänge zu verstehen, während sonst nur allzu leicht bei derartigen Untersuchungen nach Belieben wohlfeile Zwischenstufen behauptet werden, denen man unschwer alles, was man gerade braucht, andichten kann. Ich glaube, dass es Becker gelang, den Anteil festzustellen, den der heilige Wilhelm im 12. Jahrhundert an der Ausbildung der epischen Wilhelmgestalt gewann, dass er die Ursache und die Entstehung der Moniagedichtung richtig auslegte. Dunkel bleibt aber noch immer die Theobaldgeschichte und die Eroberung von Nimes sowohl in ihrem Ursprung als auch in ihrem Verhältnis zur Vita und zum Moniage. Die Lösung dieser Fragen dürfte auch an Beckers Ergebnissen vielleicht manches bestätigen oder verändern.

ROSTOCK. W. GOLTHER.

Dyhrenfurth, Woldemar, *Essays* von Michel de Montaigne, ins Deutsche übertragen von D. (Blondel), Breslau, E. Trewendt, 1896, X und 316 S., 12°. 2 M.

Das alte Wort: *Les extrêmes se touchent,* wird vielen in Erinnerung kommen beim Erscheinen des vorliegenden Büchleins. Denn es mag wohl in unserer Zeit, der Gigerlstöcke, Turf, Arbeiterfäuste und rechthaberisches Parteigezänk ihr Gepräge verleihen, angebracht sein, auf jenen liebenswürdigen Franzosen des 16. Jahrhunderts hinzuweisen, der uns mit stets freundlicher Miene munter von allen möglichen irdischen Verhältnissen plaudert, um schliesslich über alles mit einem achselzuckenden *Que sais-je?* wegzugehen. Jetzt, da jeder für und wider eine Sache Partei ergreifen soll, mag es wohl gut sein, wieder zu zeigen, dass Versöhnlichkeit und Duldsamkeit vielfach eben so notwendig ist, als Festhalten an der eigenen Meinung. Ob freilich der immer massvoll, mit sokratischer Ruhe urteilende Montaigne in unserer eilfertigen Zeit viele neue Verehrer gewinnen wird, ist zu bezweifeln. Immerhin ist es gut, wenn die Gelegenheit dazu geboten wird, denn die Reclamsche *Univer-*

salbibliothek hat Mont.'s *Essais* noch nicht aufgenommen. Die früheren Übersetzungen sind vergriffen, wenigstens kann man es daraus schliessen, dass sie bereits 1750 und 1793 erschienen sind, wie Herr D. in der Vorrede erwähnt. Indessen ist es der Leipziger Universitätsbibliothek noch im Jahre 1895 gelungen, ein sehr gut erhaltenes, wie neu aussehendes Exemplar der Übersetzung Bodes zu erwerben. Aber selbst für den Fall, dass Bodes Verleger noch einige hundertjährige Exemplare abzugeben habe, dürfte eine neue Übertragung notwendig geworden sein, meint Herr D., da die Weiterentwickelung unserer Sprache und der geringe Wert der Bodeschen Übersetzung sie rechtfertigen. Ob aber diese beiden Gründe stichhaltig sind, darüber lässt sich streiten. Im Verlaufe dieser Besprechung sollen einige Stellen aus Bode angeführt werden, welche darthun dürften, das weder der Stil noch der Inhalt jener 100 Jahre alten Übersetzung so sehr zu verurteilen sind.

Von den in 3 Bücher verteilten 107 Kapiteln des Montaigneschen Werkes sind zunächst von Herrn D. nur 20 ausgewählte übersetzt worden.

Eine Auswahl wird niemals alle befriedigen, die das Ganze kennen. Die meisten Kapitel sind dem 1. Buch, nur eins, allerdings ein sehr langes, dem 3. Buche entnommen. Manche werden bedauern, das berühmte 27. Kapitel des 1. Buches, das über die Freundschaft handelt, nicht vorzufinden. Können wir doch in diesem einen Einblick thun in das innige Freundschaftsverhältnis Montaignes zu dem jung verstorbenen Dichter Etienne de la Boëtie, dessen Gedichte in den *Essais* abgedruckt sind. Man kann wohl behaupten, dieses Kapitel über die Freundschaft sei das Schönste, was der häufig kühle und zurückhaltende Montaigne geschrieben habe, sicherlich ist es das Wärmste. Wenn in der Vorrede (VI) von Herrn D. gesagt ist, dass die Auswahl besonders die für Montaigne typischen Kapitel betroffen habe, so dürfte allerdings jenes Kapitel auch dazu gehört haben.

Was nun aber die Übersetzung selbst anlangt, so ist anzuerkennen, dass sie unter thunlichstem Anschluss an den französischen Text, eine sinngemässe Verdeutschung anstrebt. Für jüngere Studenten, denen häufig an wortgetreuer Übersetzung gelegen ist, mag dies recht willkommen sein. Mehr aber rechnet der Übersetzer auf Leser aus dem grossen Publikum, dem durch die neue Übersetzung Geschmack an den Ideen Mont.'s beigebracht werden soll. Diesem dürfte allerdings durch eine freie Übersetzung mehr gedient sein, denn es will den alten Stoff in neuer Form haben. Und in dieser Beziehung scheint mir an vielen Stellen Bode den Vorzug zu verdienen. Herrn D. geht die Frische ab, die Bode

zu erzielen gewusst hat, indem er sich weniger streng an den Text hielt.

Stellen, die dies erweisen, sind folgende: S. 21: „denn einmal geben sie dadurch so eiligen Sachen unberechtigt eine Frist." Es soll bedeuten: sie bewirken ohne Berechtigung einen Aufschub, wofür Bode I, 53 sagt: „Wozu das Aufschieben in einer so dringenden Sache?" — Auf S. 27 ist dem Übersetzer eine Stelle nicht recht verständlich geblieben, was im allgemeinen bei dem oft kühnen Satzbau Ms. nicht zu verwundern ist. Ich setze, damit der Leser selbst urteilen kann, alle 3, M., D., und Bode neben einander. Mont.: *Il est des morts braves et fortunees:* (Dieser Satz ist von Herrn D. gar nicht, von Bode frei übersetzt.) *ie luy ay veu trencher le fil d'un progrez de merveilleux advancement, et dans la fleur de son croist, à quelqu'un, d'une fin si pompeuse, qu' à mon avis ses ambitieux et courageux desseings n'avaient rien de si hault que feut leur interruption.* — Übersetzung D's: „Ich habe den Tod den Faden abschneiden sehen in Fällen, in denen er mit ausserordentlicher Bevorzugung vorging, in der Blüte des Lebens; in einem Falle bereitete er jemandem ein so herrliches Ende, dass meiner Ansicht nach dessen ehrgeizigste und kühnste Pläne nichts so Hohes an sich hatten, als diese ihre Unterbrechung war." Bode sagt: I, 11. 7: Es giebt brave und glückliche Sterbende (genauer: Todesarten (morts), wie der Zusammenhang ergiebt). Ich habe einige gekannt, welchen der Tod, auf der glänzendsten Laufbahn, in der schönsten Blüte des Ruhms den Lebensfaden zerschnitt und sie ein so prächtiges Ende nehmen liess, dass, nach meiner Meinung, die ehrbegierigsten und tapfersten Entwürfe des Sterbenden in der Ausführung nicht mehr Ehre und Ruhm gewähren konnten, als diese Unterbrechung wirklich gewährte." Herr D. findet hier die Konstruktion Ms. dunkel und verwirrt; die Beziehung des *luy d'un progrez* und *son croist* ist ihm unklar. *luy* ist offenbar auf *mort* zu beziehen, *d'un progrez* gehört zu *le fil* und *son* deutet auf das folgende *à quelqu'un* hin. Hier scheint mir Bode in Auffassung und Ausdruck glücklicher gewesen zu sein als D. Ebenso verhält es sich auf Seite 30 der D.'schen Übersetzung. Mont. schreibt: *A recevoir tant de cervelles estrangieres, et si fortes et si grandes, il est necessaire (me disoit une fille, la premiere de nos princesses, parlant de quelqu'un) que la sienne se foule, se contraigne et rapetisse pour faire place aux aultres : ie diroy volontiers que, comme les plantes s'estouffent de trop d'humeur, et les lampes de trop d'huile: aussi [faict] l'action de l'esprit, par trop d'estude et de matiere; lequel saisi et embarrassé d'une grande diversité de choses, perde le moyen de se desmeler, et que cette charge le tienne courbe et croupy.* Da Herr D. *perde* und *tienne* von *ie diroy* abhängen

lassen will, was mir nicht möglich erscheint, so übersetzt er folgendermassen: „Um so viel fremdes, so starkes und grosses Hirn in sich aufzunehmen (sagte mir u. s. w.), ist es erforderlich, dass das seine zusammengedrückt werde, sich einziehe und ducke, um dem anderen Platz zu machen. Ich möchte sagen, dass ebenso wie Pflanzen bei zu viel Feuchtigkeit und Lampen von zu viel Öl ersticken, auch die Thätigkeit des Geistes bei zu viel Studien und zu grossem Wissensstoff sich verhält, dass er, durch die grosse Mannigfaltigkeit der Dinge beschäftigt und in Verlegenheit gebracht, das Mittel, sich daraus herauszuwirren verliert und dass diese Last ihn krümmt und stocken macht.“ Bode, I, 251, übersetzt: „Wer soviel fremde und grosse und starke Gedanken aufnehmen und beherbergen soll, sagte mir ein junges Fräulein, erste Hofdame unserer Prinzessinnen, als sie auf jemand zu sprechen kam, muss notwendig seine eignen zusammendrängen und in die Enge ziehen, um den anderen Platz zu machen. Ich möchte gern sagen: Gleichwie die Pflanzen von zuviel Geilung (*humeur*) ersticken und die Lampen von zuviel Öl verlöschen, so geht es dem Verstand bei zuviel Studieren und zuvielen Materien, indem er bei zu grosser Verschiedenheit von Gegenständen sich abstumpft und verwirrt und darüber versäumt sich zu entwickeln, und diese Last verkrümmt und verkrüppelt ihn.“ Auch die Übersetzung des lateinischen Verses (S. 32) *Odi homines ignava opera philosopha sententia* (Pacuv. ap. Gellium XIII, 8) scheint mir bei Bode I, 387 besser gegeben mit den Worten: „Ich hasse die Menschen, welche weise sprechen und dumm handeln.“ D. dagegen sagt: „Ich hasse die Menschen, lässig in Werk und voll philosophischer Spruchweisheit.“

Klarer scheint mit Bode I, 255 sich auszudrücken, wenn er sagt: (als jemand fragte), wie lange das Philosophieren getrieben werden musste, wofür D. S. 33 übersetzt: „Als jemand den Krates frug (warum nicht fragte?), bis zu welchem Punkte man denn philosophieren solle.“ S. 36 heisst es bei D: „Ich glaube, wir sind nur gegenwärtiger Gelehrsamkeit gelehrt, nicht in vergangener und ebensowenig in zukünftiger. Allein, was schlimmer ist, ihre Schüler und Kinder nähren und erhalten sich damit ebensowenig.“ Das ihre steht allerdings im Text ist aber bei dieser Übersetzung nur auf Gelehrsamkeit zu beziehen, wodurch die Stelle etwas Gezwungenes erhält. Bode I, 258 sagt dafür: . . . „in der Wissenschaft des Gegenwärtigen, nicht des Vergangenen, ebensowenig als des Zukünftigen. Aber was das Ärgste ist, auch von ihr ziehen weder Meister noch Jünger die mögliche Nahrung, sondern“ . . . . Auf derselben S. 36 ist D.'s Übersetzung: „Um zu zeigen, dass es in dem, was sie (die Natur) führt, nichts Rohes giebt.“ . . . .

für *conduict par elle* nicht gerade glücklich. Eine längere Stelle auf S. 41 übergehe ich der Länge wegen. Bode scheint sie mir I, 263 weit lebendiger wiederzugeben, ohne den Sinn zu verletzen. S. 73 heisst es bei D.: „wer die Gesetze bekämpft, bedroht die Besten mit Peitsche und Strick;“ Bode I, 301 sagt: „Wer die Gesetze bestreitet, droht den Rechtschaffenen mit Geissel und Strick.“ S. 80 sagt D.: „Aus dem Umgang mit der ganzen Welt,“ Bode dafür: mit den Menschen. S. 81 liest man bei D: „Und man zieht nicht in Betracht, dass man noch viel schlimmere Dinge gesehen hat, und das die 10000 Teile der Welt inzwischen nicht ablassen, gute Zeiten zu feiern. Bode I, 310 hat dafür: „. . . . . ohne sich zu besinnen, dass man schon weit ärgere Dinge erlebt hat, und dass 10000 Teile der Welt sichs indessen weidlich wohl sein lassen.“ S. 91 heisst es von dem zu erziehenden Jüngling bei D.: „Und wenn Empfindungen in ihm aufkeimen werden“, wofür Bode I, 320 sagt: und wenn der Jüngling beginnt sich zu fühlen . . . .“ Auf S. 92 scheint bei D. nur ein Druckfehler vorzuliegen in dem Satze: „. . . wenn er (der Jüngling) beim Klang der Trommel die das jugendliche Feuer seiner Gespielen anfacht, sich einem anderen zuwenden sollte, das ihn zum Spiel von Gauklern ruft . . . .“, was Bode I, 323 wiedergiebt durch . . . . „oder sollte er, beim Schall der Trommel, die seine junge Spiessgesellen mit Mut anfüllt, auf den Ton einer anderen horchen, die zur Gaukelbude lockt . . . .“ D.'s Worte S. 164: „Wir nennen nicht das ihren Wert, was sie, sondern das, was wir dabei einschiessen“ scheint mir Bode II, 245 klarer auszudrücken durch: „Wir schätzen ihren Wert nicht nach dem, was sie in sich haben, sondern nach dem, wofür wir sie haben. S. 204 wird von D. gesagt: „Geschworene“ hätten Cäsar ermordet; man nennt sie gewöhnlich Verschworene. S. 221 werden Mont.'s Worte: *qu'il n'en feit aultre chose* übersetzt mit: „der Kaiser habe weiter nichts davon hergemacht.“

Zu diesen Stellen, die noch vermehrt werden können und durch die erwiesen sein dürfte, dass die Bodesche Übersetzung nicht so wertlos ist, kommen noch einige andere, in denen eine nicht einwandfreie oder seltsame Ausdrucksweise auffällt. S. 226: „Man kann . . . sagen, den Parteien . . . . die Zügel schiessen zu lassen heisse: den Streit ausbreiten und weiter zu steuern“ für „weiter steuern.“ S. 228 fällt der Ausdruck „zermürbt“ auf, während S. 251 die Wendung man frug, zu was er seine Studien treibe nicht gerade schön ist.

Druckfehler sind mir nur wenige aufgefallen, so S. 15, 94, 231, 251.

Im Allgemeinen ist zu sagen, dass die Übersetzung des Herrn

D. im Verlaufe des Werkes flüssiger wird. Wenn also der Herr Übersetzer seine Absicht, auch die übrigen Kapitel noch zu verdeutschen ausführt, so darf man wohl eine Darstellung erwarten, welche sich noch angenehmer liest als der vorliegende Auszug. Es wird immer sehr schwer halten und dem Geiste unserer Zeit wenig angemessen sein, die langen, oft kühnen Perioden des Montaigneschen Stils thunlichst wörtlich wiederzugeben. Da soll der Übersetzer die Sätze zergliedern und den Sinn in lebendiger Form nach unserer Denkweise veranschaulichen. Denn dass Mont. es wert ist, noch heute auch in Deutschland gelesen zu werden, ist wohl ohne Zweifel, Vieles, was er von den damaligen Verhältnissen sagt, gilt noch heute, so seine Worte gegen die Vielwisserei, welche die Vertiefung des Wissens beeinträchtigt (S. 35), ferner die Klage über die Verderbtheit der Zeit (S. 213), oder über den Selbstmord von Kindern (S. 146). Andere Aussprüche dagegen führen uns recht deutlich die verschiedene Anschauung der damaligen Zeit der heutigen gegenüber vor. Damals galten die Türken für das stärkste Volk — und jetzt?

Die Austattung des Bändchens in 12^0 ist sehr gefällig, so dass der Liebhaber das Büchlein gern in die Hand nehmen wird.

LEIPZIG. ERNST LEITSMANN.

Dieterle, H. *Henri Estienne.* Beitrag zu seiner Würdigung als französischer Schriftsteller und Sprachforscher. Strassburger Dissertation. 94 S. 8^0. 1895.

Henricus Stephanus' Bedeutung für die classische Philologie ist schon öfters dargelegt worden, was er dagegen für seine Muttersprache geleistet, bedurfte noch einer eingehenderen Würdigung, die Dieterle in der vorliegenden Schrift übernimmt. Nachdem er in der Einleitung noch einmal Stephanus' Verdienste um die classischen Sprachen auseinandergesetzt, bespricht er im ersten Teil seiner Schrift nach einer Übersicht über Stephanus' Werke seine Stellung zur französischen Sprache, wendet sich dann zu den stilistischen Eigentümlichkeiten seiner Werke und zergliedert im dritten und letzten Abschnitt seinen Character. Die Reihenfolge ist also die umgekehrte als der Buchtitel vermuten lässt.

Stephanus' Bedeutung für seine Muttersprache kennzeichnet sich vor allem durch seine scharfe Gegnerschaft gegen den vom Hofe begünstigten italienischen Einfluss auf die französische Sprache, der besonders unter Katharina von Medici mächtig war, dann aber auch durch seine Stellungnahme gegen die sprachlichen Uebergriffe der Plejade. Dazu stimmt es, wenn er zur Einfachheit und Be-

stimmtheit des Ausdruckes mahnt und die affectierte, hochtrabende Sprache der Hofleute und der Plejade auf das schärfste verurteilt. Aber auch Stephanus möchte seine Muttersprache nicht verknöchern lassen, sondern durch neue Elemente bereichert wissen, die er hauptsächlich dem Griechischen, dem Altfranzösischen und den französischen Dialecten entnehmen will; aber er denkt sich diesen Erneuerungsprozess viel gemässigter als seine Gegner, da er die französische Sprache für nicht so arm hält, wie es jene thaten. — Neben dem Sprachforscher interessiert uns in Stephanus aber auch der Schriftsteller, über den im zweiten Teile gehandelt wird. Im Stil hat er sich namentlich Rabelais zum Vorbild genommen, den er allerdings nicht ganz erreicht. Seine Perioden sind — ebenfalls wie bei Rabelais — nicht immer übersichtlich; durch Einschaltung von Nebensätzen, Gleichnissen und parenthetischen Bemerkungen wird seine Rede bisweilen schleppend und unklar. Sehr vielseitig sind seine Darstellungsmittel, unter denen ein grosser Bilderreichtum besonders hervortritt; daneben bedient er sich häufig der Synekdoche, der Personification abstracter Begriffe, der Allegorie, des Gleichnisses, des Wortspieles, der Ironie und des Kontrastes; ausserdem wird der Ausdruck noch durch Einschaltung von Sentenzen, Sprichwörtern und Anekdoten variiert. — Gegenstand von Stephanus' Polemik und Satire ist aber nicht nur die Ausartung der Sprache, sondern auch die ebenfalls durch italienischen Einfluss hervorgerufene Veränderung der Mode und Sitte am Hofe und bei den besseren Ständen, wo man auch in diesen Dingen förmlich nach neuem haschte. Auf das Lebhafteste spottet Stephanus über die Kleidung der Damen und der Hofleute; er rügt die damals in Frankreich ausgeartete Sitte des Küssens unter beiden Geschlechtern und tadelt den Luxus, der sich in der Kleidung und bei den Mahlzeiten zeigt. So gestattet uns die Schrift, in welcher Stephanus diese Polemik führt, — Deux Dialogues du nouveau langage françois italianizé — einen interessanten kulturhistorischen Blick auf den französischen Hof des 16. Jahrhunderts. — Zum Schluss vereinigt Dieterle die wichtigsten Characterzüge des Gelehrten, welche die bisherigen Erörterungen bereits erkennen liessen, noch einmal zu einem Gesamtbilde. Stephanus' Schriften zeigen uns insbesondere seinen konservativen Sinn gegenüber den Neueren in Sprache und Sitte, sein patriotisches Gefühl, das nicht selten gegen das Fremde ungerecht wird, und seine starke Religiosität, die ihn auch gegen die kirchlichen Missbräuche ankämpfen lässt.

Die Gruppierung des Stoffes ist recht übersichtlich; allerdings sind, da das Hauptthema, Stephanus' Kampf gegen den Einfluss des Hofes, von allen möglichen Seiten beleuchtet wird, vielfache Wieder-

holungen unvermeidlich gewesen, aber wir erhalten trotzdem ein abgerundetes Vollbild jenes Mannes, der ein lebhaftes Interesse an fremden Sprachen mit einer warmen Liebe für seine Muttersprache zu vereinigen wusste und den Kampf für ihre Reinheit mit heiligem Zorn und hohem Mut gegen mächtige Gegner aufnahm und wacker durchfocht. — Die Citatzahlen sind nicht immer richtig; auch finden sich mannigfache Druckfehler, wenn auch meistens leichter Art (vgl. besonders p. 55); p. 63, Z. 3 ist zu lesen: französische Sprache, denn das Altfranzösische wird an der betreffenden Stelle mit dem Ahnenschloss verglichen *(le vieil langage . . . . est comme seroit à ce riche homme un grand chasteau)*, während der reiche Besitzer des alten Erbgutes nur das Französische (zu Stephanus' Zeiten) sein kann.

CARL FRIESLAND.

Fröhlich, K. *J. Garniers Institutio gallicae linguae (1558) und ihre Bearbeitung von Morlet (1593) mit Berücksichtigung gleichzeitiger Grammatiker.* Programm, Eisenach. 18 S. 4°. 1895.

Vorstehende Schrift ist durch Stengels Arbeiten zur Geschichte der französischen Grammatik angeregt, insbesondere durch sein *Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken.* Der Verfasser will seine Arbeit angesehen wissen als ersten Teil einer Beschreibung der zu Ende des 16. und im 17. Jahrhundert in Jena erschienenen französischen Grammatiken und will versuchen, den Nachweis zu liefern, dass diese Anleitungsschriften eine besondere Richtung vertreten, indem sie, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehend, in einem inneren Zusammenhang stehen und so gewissermassen eine Schule gebildet haben. In den Kreis seiner Besprechung zieht Fröhlich die Grammatiker Garnier-Morlet (1593), de la Faye (1613), Caffa (1661), Menudier (1681), du Buisson (1696), Talandre (1697) und Bessel (1702); in dem zu erwartenden zweiten Teil der Arbeit bleiben nach Ausweis des Stengel'schen Verzeichnisses zu besprechen F. Roux (1711), Greiffenhahn (1716), Provannal (1720), F. Roux (1720, 1734), Fuchs (1739), ein Anonymus (1774) und Dyrr (1785). Bevor der Verfasser im einzelnen auf die zuerst genannten Schriften eingeht, hebt er unter Vergleichung zeitgenössischer Grammatiken einige allgemeine Gesichtspunkte heraus. Zunächst werden über die Lebensschicksale der Verfasser, ihre Vorbildung, ihr starkes Selbstbewusstsein, sowie ihren Concurrenzneid interessante Einzelheiten vorgebracht. In der Anordnung des Stoffes folgen jene Grammatiker wie ihre Vorgänger der durch die

lateinische Grammatik festgelegten Reihenfolge; sie zeigen indess bezüglich der Gruppierung der Conjugation einige Verschiedenheiten. Die Zwecke, welche sie mit ihren Büchern verfolgen, sind durchaus practischer Natur und ihr Lehrverfahren zeigt einen rein deductiven Character. Die Art und Weise, wie sie den Sprachstoff dem Lernenden nahezubringen suchen, entspricht den Forderungen der heutigen Reformer: die gesprochene Sprache tritt in den Vordergrund, während die Grammatik möglichst eingeschränkt wird; Fröhlich weist in mehreren Punkten eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung mit der heutigen Bewegung nach. Dann folgen noch einige Bemerkungen über die Titel der Bücher und die absichtlich mangelhaften Quellenangaben seitens der Verfasser. — Nach diesen allgemeinen Angaben wendet sich Fröhlich zu den einzelnen Grammatiken, wobei er sich aus äusseren Gründen auf das erste der genannten Bücher, dasjenige von Garnier-Morlet beschränkt. Er vergleicht unter Heranziehung gleichzeitiger Grammatiken des ersteren Arbeit mit der von Morlet verfassten „Neubearbeitung" und weist nach, dass jene Bearbeitung als Plagiat bezeichnet werden muss; die Aenderungen sind ganz gering und ein Fortschritt nirgends zu constatieren.

Leider ist die Arbeit so, wie sie uns vorliegt, noch ein Torso und würde es auch dann bleiben, wenn von den in den Kreis der Betrachtung gezogenen sieben Grammatiken nicht nur die erste besprochen wäre. Beurteilen kann man die Arbeit daher auch erst dann, wenn der zweite Teil erschienen ist; denn von den Zwecken, die der Verfasser mit seiner Schrift verfolgt, ist bis jetzt der erste, die Beschreibung der in Frage kommenden vierzehn Grammatiken, wie wir gesehen, nur zum allerkleinsten Teile erfüllt, und von dem zweiten, wichtigeren Ziele, der Constatierung eines gewissen verwandtschaftlichen Verhältnisses unter den betreffenden Grammatiken, ist noch nichts zu merken. Da so die eigentliche Pointe fehlt, ist zum Hauptthema der vorliegenden Arbeit, wie der Titel angiebt, ein Punkt aufgerückt, der innerhalb der ganzen Arbeit nur einen ganz geringen Umfang und eine dementsprechende Bedeutung beanspruchen kann. Dieser Uebelstand wird andererseits auch dadurch illustriert, dass von dem Inhalt der Abhandlung noch nicht die Hälfte dem Titel entspricht: die ersten neun Seiten passen eben nicht in diesen Rahmen, sondern nur in den der ganzen Arbeit; wenigstens sollte also der Titel anders lauten. Am besten wäre es freilich gewesen, die Grenze zwischen Teil I und II an eine passendere Stelle als das Ende der uns vorliegenden Arbeit zu legen; ergiebt doch der vom Verfasser angegebene Doppelzweck der Schrift von selbst eine zweiteilige Darstellung des Stoffes. Falls dann Teil I nicht in den Rahmen des Programms passte,

war es richtiger, die Arbeit an anderer Stelle abzudrucken als sie derartig zu zerstückeln. Hoffentlich macht das Erscheinen des zweiten Teiles der Arbeit diesem unbehaglichen Zustande bald ein Ende. — Auf Seite 1 Anmerkung 1 wird zweimal ungenau citiert (chronologisches Verzeichnis, französische Sprache), auf Seite 2 ist die Jahreszahl zur zweiten Auflage von Menudiers Grammatik (1684) in 1664 verdruckt.

CARL FRIESLAND.

Peters, R. *Paul Scarrons „Jodelet Duelliste" und seine spanischen Quellen.* Mit einer Einleitung: Die Resultate der bisherigen Forschung über den spanischen Einfluss auf das französiche Drama des XVII. Jahrhunderts (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgegeben von H. Breymann und E. Köppel 6. Heft). Erlangen und Leipzig A. Deichert Nachf. (Georg Böhme). 1893. VII. und 102 S. 8°.

Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten bespricht Peters kritisch die bisherigen Arbeiten über den Einfluss des spanischen Dramas in Frankreich, und zwar indem er zuerst einige allgemeine Bemerkungen macht und dann der Reihe nach die einschlägigen Arbeiten über Hardy, Rotrou, Pierre Corneille, Molière und Scarron prüft. Bei Scarron stehen bleibend, giebt er kurz die Quellen seiner Komödien an, soweit er Kenntnis davon erlangt hat, und stellt eine kurze Betrachtung an über den Einfluss Scarrons auf Molière. Hieran schliesst der Verfasser an: „zwei Pendants zum „*Jodelet Duelliste*" und zum „*Ecolier de Salamanque*", korrekter ausgedrückt, er zergliedert 2 Stücke, von denen das eine (Lamberts „*Les Soeurs Jalouses ou l'Echarpe et le Bracelet*") mit „*Jodelet Duelliste*" angeblich eine Quelle (Tirsos „*No hay peor sordo*") hat und das andere (Bois-Roberts „*Les Généreux Ennemis*") gleich Scarrons „*Ecolier de Salamanque*" auf Rojas Zorillas „*Obligados y ofendidos*" zurückgeht. Der zweite und grössere Teil der Arbeit S. 41—102) ist dem Verhältnis zwischen Scarrons „*Jodelet Duelliste*" und dessen Quellen gewidmet. Als solche bezeichnet Peters für den exponierenden I. Akt Rojas' „*La traicion busca el castigo*" und für die Haupthandlung Tirso de Molinas „*No hay peor sordo*", während er die Nebenhandlung (Jodelets Duell) als eigene Erfindung des Scarron ansieht.

Mit der Arbeit Gröhlers über den gleichen Gegenstand verglichen, bezeichnet unsere Dissertation einen Fortschritt. Peters kennt besser die einschlägige Litteratur und in Folge dessen hat

er eine richtigere Vorstellung von dem Quellenverhältnis Scarrons. In seinen Ausführungen trifft er oft das Richtige. Gleichwohl hat seine Arbeit empfindliche Mängel, sowohl sachliche wie formale, aufzuweisen. Im Hauptteil seiner Arbeit (S. 41—102) will Peters uns das Verhältnis zwischen dem „*Jodelet Duelliste*“ und seinen Quellen klarmachen. Da wäre es doch das einfachste gewesen uns zuerst eine Inhaltsangabe von den beiden Vorlagen zu geben, um dann zu zeigen, was Scarron davon und wie er es benützte und was er etwa selbständig hinzufügte. Das thut er aber nicht. Er giebt vielmehr bald ein paar Scenen von den Vorbildern, bald ein paar Scenen des Franzosen, seien sie nun Nachahmungen oder selbständige Zusätze, alles durch einander geworfen, so dass es ganz unmöglich ist, sich ein klares Bild vom Inhalte der betreffenden Stücke zu machen. Ferner ist es klar, dass die „zwei Pendants“ nachdem sie sich mit Stücken anderer Dichter beschäftigten, besser als Anhang ganz am Ende des Buches stünden, als an ihrem jetzigen Platze.

Zahlreicher sind die sachlichen Ausstellungen, von denen ich hier eine kleine Auswahl gebe. Unter der „benützten Litteratur“ vermisse ich, von weniger wichtigen Schriften abgesehen, diejenigen F. W. V. Schmidts, Alphonse Royers, Eugène Barets und andere. Schmidt gehörte zu den ersten in Deutschland, die die Nachahmungen spanischer Dramen seitens der Franzosen erwähnten; bereits 1819 in seinem kleinen Werkchen „*Ueber die Kirchentrennung von England, Schausp. von D. Pedro Calderon de la Barca Berl. 1819*“, dann ausführlicher 1822 in seiner Abh. „*Kritische Uebersicht und Anordnung der Dramen des Calderon etc.*“ (Anzeige-Bl. für Wissenschaft und Kunst Bd. 17, 18, 19) und am vollständigsten in seinem 1857 nach seinem Ableben erschienenen grösseren Calderonwerk. Diese Unkenntnis gerade eines der wichtigsten einschlägigen Werke hat sich in mehreren Partien der Arbeit bitter gerächt. Peters hätte z. B. sonst wohl im I. Teile ausser den von ihm genannten 5 Dichtern, die das spanische Drama ausbeuteten, noch Quinault, Th. Corneille, Bois-Robert, D'Ouville, de Brosse und andere hinzufügt, die vom spanischen Drama beinahe alle im gleichen Masse abhängen als Scarron. Bedenklicher noch als diese nicht ganz befriedigende Kenntnis der einschlägigen Litteratur ist die Nachlässigkeit, mit der P. hin und wieder die ihm bekannten Bücher benützt; ich werde weiter unten einige Belege hievon geben.

Gehen wir zum Hauptgegenstand, der Dissertation, zu den Quellen des *Jodelet Duelliste ou les trois Dorothées* über, so nimmt P. für sich das Verdienst in Anspruch, nachgewiesen zu haben, dass Scarron sein Lustspiel aus den oben genannten zwei spanischen Comedias contaminiert habe. Dem gegenüber muss ich betonen,

dass Schack bereits in den Nachträgen zu seiner *Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien* (1854) S. 104 Tirso de Molinas *No hay peor sordo* als die Quelle des Scarron bezeichnet hatte, was P. wissen musste, da er sich einmal (S. 10 A. 3) gerade auf diese Seite beruft. Dass *La traicion busca el castigo* des Rojas eine Quelle Scarrons sei, sagte, wie P. selbst bemerkt, bereits 1888 Morillot in seinem Buche über Scarron. Es verbleibt also Peters nichts als das Verdienst, die Art der Benutzung dieser längst bekannten Quellen im einzelnen gezeigt zu haben. Es ist merkwürdig dass er S. 31 seiner Arbeit, wo er die bisherigen Quellenangaben über den *Jodelet Duelliste* zusammenstellte, gerade die wichtigste, die des Schack verschweigt; aber freilich, er hätte sonst nichts Neues gebracht. Oder sollte ihm diese Angabe Schacks wirklich unbekannt geblieben sein?

Ferner behauptet P., dass die Nebenhandlung des Stückes — die Duellaffaire Jodelets, die dem Lustspiel den Namen gegeben — „durchaus Scarrons eigene Erfindung“ ist (S. 91). Das ist grundfalsch. Scarron entnahm sie dem Lustspiele des Rojas Zorilla, betitelt *No hay amigo para amigo*, in welchem sie ebenfalls die Nebenhandlung bildet. Direkt entlehnt hat er daraus allerdings nur die 2. Scene des II. Aktes, den ersten Teil der 8. Scene des IV. Aktes und die 1. und 2. Scene des V. Actes. Die übrigen Jodelet-Scenen hat er ganz im nämlichen Geiste hinzugefügt, wohl um der Nebenhandlung etwas grössere Ausdehnung zu geben. Die Anlehnung ist in den ersten Akten ziemlich frei und wird nur im V. sklavisch. Um sein Verhältnis zum Original bei diesen zu zeigen, will ich hier einige Parallelen geben:

Scarron (V. 1).	Rojas.
Jodelet *en chaussons, & prest à se battre*	*Sale* Moscon *con un rosario.*
	* * * * * * * * * *
Ovy, tout homme vaillant doit estre pitoyable,	Un hombre ha de ser valiente,
Et i'ay pitié de toy, souffleteur miserable;	Pero ha de ser muy piadoso.
Puis que pour le soufflet que tu m'as appliqué,	El morirá mal logrado
Tu dois estre de moy mortellement piqué.	Y perdonarle quisiera
C'est la premiere fois qu'il m'auoit, que ie sçache	Porque esta fué la primera
L'impertinent qu'il est, donné sur la moustache;	Bofetada que habia dado.
De la façon pourtant qu'il s'en est acquitté,	Pero segun la asentaba,
	En la parte que caia,
	Me pareció á mí que habia
	Mil años que abofeteaba.

Ie le tiens en cela tres experimenté.
Ie croy que de sa vie il n'a fait autre chose;

* * *

Mais les raisonnemens sont tout à fait friuoles,
Où l'on a plus besoin d'effets que de paroles.
Animons nostre coeur vn peu trop retenu!
Ça ie pose le cas que mon homme est venu;

* * *

— — de ce dernier coup son oeil droit est creué;
Mais il en faut auoir l'vne et l'autre prunelle.
Qne feray-je sans yeux? — Tu prendras vne vielle. —
Ah! pardon Jodelet. — Non, non, il faut mourir. —
Ah! de grace pardon! — Meurs sans plus discourir.

Scene II.

Alphonse *surprend Jodelet*
Et bien le Fanfaron, qui voulez-vous qui meure?

Jodelet (*tout bas)*
Que cet homme maudit suruient à la malheure!

* * *

Jodelet

— — — — — — — —
Puis ie ne me bats pas deux fois en vn quart d'heure.

Alph.
Qu'on lise ce Cartel.

Jod.
Oüy da ie le liray;
Puis apres, s'il vous plaist, Monsieur, ie m'en iray.

* * *

¡Oh qué hago de discurrir
Cuando es mejor animarme!
Ahora bien, quiero ensayarme
Como tengo de reñir;
La espada quiero sacar.
Hé aqui que estoy esperando,
Hé aqui que llega Fernando,

* * *

— — — — ¡ay my ojo!
— — — — — — — — — —
Pídote que me perdones. —
El otro ojo has de perder. —
Sin dos ojos ¿qué he de hacer?
Irte a rezar oraciones
Digo que no hay que pedir,
Ni que estarte arrodillando,
Muere cobarde Fernando.

Sale Fernando
¿Quien es el ha de morir?

Moscon (*Ap.*)
A qué mal tiempo ha llegado.

* * *

Moscon
Dos veces quiere que riña
En un solo cuarto de hora?

Fernando
El un papel me escribió;
Bien claro está, vele aqui

* * *

— — — — — ya le leo
(Lee el papel)

Cartel.

Qvelques médisans disent que vous m'aués donné vn soufflet; ie ne puis croire cela de vostre courtoisie. Mais le moyen de faire taire le peuple, si ce n'est que vostre Seigneurie luy ferme la bouche de sa main liberale, comme on dit qu'elle a fermé la mienne? Mon Maistre m'a dit, qu'il faut pour mon honneur que ie vous donne des coups de baston ou que i'aye de vostre sang. Je ne songe pas à vous en donner parce que i'y treuue quelque difficulté. Et encore qu'à vous tirer du sang & vous attirer à la campagne, ie treuue aussi quelque chose qui me choque, Ie supplie pourtant vostre Seigneurie de se treuuer vers le soir à la grande Place & de pardonner la peine que luy donne son humble seruiteur

Jodelet.

Alphonse
Et bien, que dites vous de ce braue Cartel?

Jodelet
Que bénit soit de Dieu celui qui l'a fait tel.

Alphonse
Il n'est donc pas de vous?

Jodelet
Ah! vous pouuez bien croire,
Que ie n'ay pas pour vous d'intention si noire.

Alphonse
— — — — — — — — —
Receuez cependant cette petite somme
De nazardes, soufflets, coups de pied(s) & de poin(gs).

„Malas lenguas me han dicho que vuesa merced me ha dado un bofeton; yo no lo puedo creer de su cortesia; mas quién podrá cerrar la boca al vulgo, si no es que vuesa merced con su dadivosa mano se la tape. Diceme mi amo, que si no es dándole de palos, ó sacandole sangre, no cumplo con mi obligacion; a los palos no me atrevo, porque me parece dificultoso; sacarle sangre no es facil; y aunque reñir en campaña tiene el mismo inconveniente, le suplico a vuesa merced me haga merced de estar esta tarde à las tres en la cuesta de San Blas, y perdonarme estos enfados, donde ruego á Dios le de buen suceso, que yo espero en él, y despues en mi, que si dara. — Su mayor amigo, Moscon."

Fernando
¿Que no es suyo?

Moscon
Señor, no.

* * *

Fernando
En fin, hermano Moscon
¿A ser cobarde se inclina?
El es un grande gallina

Moscon
Peor fuera ser capon

Fernando
¡Qué tenga tanto sosiego!
Etos le da mi paciencia (*Dale de palos*).

Jodelet

— — — — — — — — — —

Enfin nous avons donc la Dague dégaignée
Et nous sommes treuuez en campagne assignée.
Si ie ne l'eusse fait, qu'est-ce qu'eut dit de moy
Ce Drôle? il en eust fait cent pieces sur ma foy.
O qu'il est important dauoir bien du courage!

* * *

Moscon

Hoy eternizo mi nombre
Con esta primera hazaña:
Si no saliera á campaña
¿Qué dijera de mi este hombre?
Ya estais con honra, Moscon
— — — — — — — — — —
Ahora he echado de ver
Lo que importa el corazon.

Es ist ein Beleg für die Oberflächlichkeit unseres Verfassers dass er dieses Verhältnis übersah; denn nicht nur steht das Stück in demselben Bande der *Biblioteca de Autores espaň.* (Bd. 54), in welchem er *La traicion busca el castigo* fand, sondern Mesonero Romanos, der Herausgeber dieses Bandes, hat am Schluss seiner Vorrede gerade diese Duell-Scene als ein Beispiel der trefflichen Komik des Rojas fast ganz abgedruckt. Doch um auf Scarron zurückzukommen, so hat er zwar noch in den mitgeteilten Scenen, aber nicht sonst überall mit Geschick sein Vorbild nachgeahmt. Die beste Gracioso-Scene des spanischen Stückes (Anfang der III. jornada) macht in Scarrons Nachbildung (IV,8) den stümperhaftesten Eindruck.

Was die Scenen betrifft, in welchen der Prahler Don Gaspard auftritt, so sind sie gleichfalls nicht Erfindung des Scarron, sondern aus einem spanischen Stücke entlehnt, auf das ich im Augenblick nicht kommen kann.

Das Lustspiel des Scarron ist also nicht aus zwei, sondern aus vier spanischen Comedias zusammengeschmiedet. Damit fallen alle die Dinge weg, die P. über die angebliche Originalität des Scarron an verschiedenen Stellen seiner Untersuchung sagt. Der Einfluss von *No hay amigo para amigo* erklärt manche Eigenheiten im französischen Stücke, so z. B. die plötzliche Charakteränderung des Jodelet vom II. Akte an (cf. Peters S. 55 f.). Scarron zog, wie es scheint, das zweite Stück des Rojas erst nachträglich heran und indem er auf diese Weise drei grundverschiedene Graciosos zu einer Person verschmolz, wollte er entweder bereits Fertiges nicht streichen, oder sich den komischen Gehalt jeder einzelnen Rolle erhalten und er verzichtete lieber darauf, die widerstrebenden Züge zu beseitigen.

Nur nebenher sei bemerkt, dass Lesage — wie er selbst angiebt — zwei von den spanischen Stücken *La trahicion busca* und *No hay amigo* frei bearbeitet hat, ersteres unter dem Titel *La*

Trahison punie, das zweite unter demjenigen *Le Point d'honneur*. Es ist interessant, in letzterem seinen Crispin (Moscon) mit Scarrons Jodelet zu vergleichen. Lesage scheint das Stück seines Landsmannes gekannt zu haben.

S. 96 sagt P., dass „1646 . . . *Les Trois Dorothées* . . . zuerst erschienen ist." Ich bemerke dagegen, dass eine Ausgabe von 1646 nirgends genannt und auch ganz undenkbar ist. Das Priv. des Stückes datiert vom 17. September 1646, der Druck dürfte also kaum noch 1646 vollendet worden sein. Die *Bibliothèque Dramat. de Pont de Vesle* (P. 1846) giebt sub No. 900 (S. 88) eine Ausgabe Quinet 1648 an, ich selbst besitze eine Ausgabe von Quinet 1650, auf der ausdrücklich zu lesen ist: Aheuéc d'imprimer *pour la seconde fois* le 10. September 1650; folglich erschien die editio princeps nicht vor 1648.

Zeigte der Hauptteil der Arbeit, wie wir sahen, Mängel und Lücken, so ist dies nicht minder mit der Einleitung der Fall. Ich will mich indes hier nur mit dem beschäftigen, was P. noch über Scarron selbst vorbringt (S. 26—40). So sagt er z. B. (S. 29) „Die Komödien Scarrons bezeichnen den Höhepunkt des spanischen Einflusses auf das französische Theater." Das ist schief; denn es giebt Dichter, vor, wie lange nach Scarron, die ebensoviel oder noch mehr Stücke als er nach spanischen Mustern geschrieben haben. — S. 34 sagt P. von Lamberts *Les Soeurs jalouses ou l'Echarpe et le Bracelet*: „Dieses Stück ist, wie ich gefunden habe, eine Nachahmung von Tirsos *No hay peor sordo*. Es wird daher von Interesse sein, dasselbe als Pendant zu Scarrons *Jodelet Duelliste* näher ins Auge zu fassen." Was Peters nicht alles findet! Hätte er sich eingehend — ich will nicht sagen mit dem spanischen Drama, sondern nur — mit Schacks Werk darüber beschäftigt, so würde er wissen, dass Lamberts Lustspiel eine Nachahmung von Calderons *La vanda y la flor* ist, der Titel weist schon darauf hin. Hiermit fällt der Vergleich mit Scarron von selbst. — S. 36 spricht der Verfasser über das Verhältnis zwischen Scarrons *Ecolier de Salamanque* und Bois-Roberts *Les Généreux Ennemis* und bemüht sich, unrichtige Angaben Gröhlers und Morillots darüber richtig zu stellen. Merkwürdigerweise übersah er dabei selbst zwei wichtige Dinge: Das eine ist die Dedikation Scarrons zu seinem Stücke, in welchem es heisst: „L'Ecolier de Salamanque est un des plus beaux sujets Espagn., qui ait paru sur le Th. fr. . . . Il donna dans la vuë a deux Ecrivains de reputation en même temps qu'a moy. Ces redoutables Concurrens ne m'empêchèrent point de le traiter." Nach diesen Worten ist es sicher, dass zugleich mit Scarrons Stück, wenn nicht gar früher, zwei andere Komödien über den gleichen Gegenstand erschienen,

die eine, diejenige Bois-Roberts, die zweite — und zugleich das zweite was P. übersah — *Les Illustres Ennemis* des Thomas Corneille. Damit erweist sich die von den Brüdern Parfaict (VIII,105) mitgeteilte Anekdote, dass Sc. dem Bois-Robert den Plan seines Stückes gezeigt u. s. w. als leerer Klatsch. Der sarkastische Scarron, der seine Gegner nicht schonte, würde gewiss die Anekdote selbst erzählt haben, wenn — sie sich zugetragen hätte. P. sagt (S. 37) „dass Scarron Rojas Komödie zuerst entdeckt . . . hat." Das lässt sich absolut nicht beweisen und ist gar nicht wahrscheinlich. Die Comedias des Rojas waren seit 1640 bezw. 1645 verbreitet. Sc. ist zwar der nachweislich erste, der eine davon nachahmte, aber seit 1645, wo dies geschah, folgten ihm bald Andere: 1647 Rotrou, 1650 Thomas Corneille. Man darf also wohl glauben, dass bei der damaligen Beliebtheit der spanischen Litteratur in Frankreich, um 1554, wo unser Stück entstanden, die beiden Bände des Rojas in allen Händen waren und Scarron Niemand, namentlich nicht den so tief in spanischer Schuld stehenden Bois- Robert darauf hinzuweisen brauchte. Es ist wieder ein Beweis für die oberflächliche Benutzung seiner Hilfswerke seitens unseres Verfassers, dass er die Epître des Scarron und das Stück des Corneille — eine Contaminution aus den *Obligados y ofendidos* des Rojas und Calderons *Amar despues de la muerte* und *El pintor de su deshonra* — unerwähnt liess, obgleich der von ihm citierte Parfaict (VIII,82, 105) beide bespricht und Schack (Nachtrag S. 104) die Quellen des Corneille nach Hartzenbusch angiebt.

Peters scheint ausser dem *Jodelet Duelliste* kein Stück des Scarron mit den betreffenden spanischen Originalen verglichen zu haben. Er behauptet zwar (S. 30): „Es ist mir geglückt, die Vorlage (vom Ecolier de Salamanque) aufzufinden, nämlich Rojas' Komödie *Obligados y Ofendidos*", aber er hat hier, wie schon oben, nur entdeckt — seltsam genug — was längst bekannt war. War es aber nicht angezeigt, um ein richtiges Urteil über die dramatischen Leistungen des Scarron und den Grad seiner Selbständigkeit zu fällen, alle seine Stücke, soweit deren Quellen bekannt sind, in ihrem Verhältnis zu den Vorbildern zu studieren? War dies nicht schon aus dem Grunde geboten, um festzustellen, ob der Dichter während seiner dramatischen Laufbahn d. h. zwischen 1645—1656 (1660?) einen bestimmten Entwickelungsgang durchmachte?

Peters hätte besser seine Einleitung ganz weggelassen und dafür seine Betrachtung zusammenfassend, auf alle Quellen des Scarron ausgedehnt. Wer weiss, ob ihn dabei ein fleissigeres Studium der Spanier nicht auf die noch unbekannten Quellen des Franzosen geführt hätte. Aber vergessen wir eines nicht: Die Abhandlung ist eine Erstlingsarbeit, dazu auf einem recht schwierigen

Gebiete. Manches findet darin seine Erklärung und Entschuldigung. Immerhin bietet sie uns eine brauchbare Übersicht, einzelne nützliche Winke und fördert einigermassen unsere Kenntnis vom Verfasser des *Roman comique*. Aber freilich eine befriedigende Arbeit über das Verhältnis der Scarronschen Lustspiele zum spanischen Drama bleibt noch zu schreiben.

NUERNBERG. A. L. STIEFEL.

Collignon, A. *Diderot, sa vie, ses oeuvres, et sa correspondance.* Paris (Alcan) 1895. XVII und 304 S. 18°.

Das vorliegende Buch A. Collignons', dessen Verfasser bereits eine Biographie Stendhal's veröffentlicht hat, bietet keinerlei neues Material zur Lebensgeschichte des grossen Franzosen. Dem so bewegten und wechselreichen Leben Diderot's, in dessen Kreis die grössten Geisteshelden jener Epoche traten, sind nur 59 Seiten gewidmet. Und selbst auf diesem kleinen Raume begnügt sich der Verfasser damit, packende Einzelscenen herauszugreifen und diese mit behaglicher Breite auszumalen. Bei einer derartigen Behandlung der Biographie kann es uns nicht wundern, wenn Vapereau unter Diderot eigentlich mehr sachliches über diesen Autor bietet, als das vorliegende Buch. Auch giebt der Verfasser als Vermählungsjahr Diderot's irrtümlicherweise 1744 an. Die Thätigkeit D.'s auf dem Gebiete der schönen Litteratur ist in Kapitel 3 sehr stiefmütterlich behandelt worden. Am besten sind noch die Ausführungen des Verfassers über D.'s Mitwirkung an der Encyklopädie, über seine Weltanschauung, und über seine ethischen und ästhetischen Ansichten. Das Kapitel über die Korrespondenz Diderot's könnte weit lichtvoller gestaltet sein. Das Ganze macht den Eindruck, als sei es aus einer Serie von populären Vorträgen über D. entstanden. Das Buch, das in einem flotten, nur hie und da etwas stark rhetorisch gefärbten Stile geschrieben, ist eine angenehme Lektüre, nicht mehr und nicht weniger. Der „Bibliographische Anhang" verdient diesen stolzen Namen nicht, da er nur dürftige Angaben enthält. Die Entdeckung der Urhandschrift von *Le Neveu de Rameau* durch Monval (vergl. auch *Beil. zu Allg. Zeit.* vom 9. November 1895 S. 6) konnte dem Autor noch nicht bekannt sein.

MEMMINGEN. BRUNO SCHNABEL.

Franqueville, le Comte de, Membre de l'Institut, *Le premier siècle de l'Institut de France*, 25. octobre 1795—25 octobre 1895. Tome I. Histoire-Organisation-Personnel-Notices biographiques et bibliographiques sur les Académiciens titulaires. Paris. J. Rothschild, Editeur 1895.

Der stattliche Quartband von 460 Seiten ist ein Programm, eine Zusammenstellung der auf die äussere Geschichte des *Institut de France* bezüglichen Daten, statistischen Aufzeichnungen über die Zahl und die Klassen der Mitglieder, endlich die Namen und die Werke der Männer, die dem *Institut* seit dem Tage seiner Begründung angehören, in chronologischer Reihenfolge. Den grössten Teil des Buches, S. 68—436, nimmt die Aufzählung der Namen und Werke der Mitglieder ein, deren Auffindung durch 2 Verzeichnisse unterstützt wird, nämlich 1) ein chronologisches für jede der 5 jetzt im *Institut* vereinigten Akademieen, mit Angabe der Namen bei der fortlaufenden Jahreszahl 1795—1895. 2) ein alphabetisches sämtlicher 1047 Mitglieder, vom 20. November 1795, (Aufnahme des Grafen Giuseppe Luigi Lagrange) bis zum 20. Juni 1895, (Aufnahme von François Elie Jules Lemaitre.)

In der kurzen Vorrede citiert der Verfasser, selbst Mitglied des Institut, rühmlich bekannt durch seine Schriften über England, (Politik, Rechtspflege, Verwaltung, Schulen, Gesellschaften, Parlament, Eisenbahnen etc.) eine Stelle aus dem Stiftungsdecret des Institut (1795) und knüpft daran die Frage: „Was ist bis 1895 daraus geworden?" Die Frage will er actenmässig, ohne jeden Commentar, beantworten. Die Antwort besteht nun in dem bereits geschilderten Gelehrtenlexikon, dem noch S. 437—38 eine knappe Aufzählung der Collectivarbeiten der 5 Akademieen folgt, und in einem geschichtlichen Überblick über die Entstehung und Einrichtung der Akademieen und des Institut, die der Aufzählung der Gelehrten vorangeht und auf 64 Seiten 5 Abschnitte umfasst.

Diese sind ohne jede subjective Zuthat nach den Quellen aufgezeichnet; sie enthalten: 1. Capitel. *Les anciennes Académies.* a) Gründung der *Académie de poésie et de musique* durch Antoine de Baïf unter dem Protectorat Karls IX, November 1570; durch Guy de Pibrac unter Heinrich III erweitert *pour l'étude des sciences morales et politiques, de la grammaire et de la philologie.* Die ersten *Académiques* sind Dorat, Ronsard, Jamyn, Jodelle, Belleau, Ponthus de Thiard. Nach Pibracs Tode 1584 ging diese Academie ein, die als *Académie du palais* im Louvre tagte. b) *L'ancienne Académie française,* von Conrart begründet, durch Boisroberts Bericht an Richelieu vom 22. März 1634 als Staatsinstitut in Aussicht genommen, durch Königliches Patent vom Januar 1635 ins Leben ge-

treten; nur für die französische Sprache; 40 Mitglieder, die sich seit dem 12. Februar 1635 *Académiciens* nennen. Letzte Sitzung am 5. August 1793. c) *Académie des Inscriptions et Belles Lettres*, begründet 1663 unter Louis XIV. Erst als *Petite Académie* bei Colbert; unter Louvois officiell *Académie des Inscriptions et médailles*; unter Pontchartrain sollte sie eine wahre *Académie d'histoire et de belles lettres* werden; erhielt am 16. Juli 1701 eine neue Verfassung, und zwar völlig selbständig neben der *Ac. frç;* Patent vom Februar 1713; durch Beschluss des Staatsrats vom 4. Januar 1716 genannt *Ac. des Incriptions et Belles Lettres.* Sie hatte namentlich im 18. Jh. ein sehr reiches Arbeitsfeld, besonders französische Geschichte und Litteraturgeschichte; die Manuscripte der Königlichen Bibliotheken, Sammlung der königlichen Verordnungen, die *Gallia Christiana* und die *historiens des Gaules et de la France*; dazu klassische Philologie, Orientalia, mit allen Beiwerken; endlich die fremden Litteraturen. Letzte Sitzung am 2. August 1793. d) *Académie royale des sciences.* Als private Vereinigung, der Descartes, Pascal, Gassendi zugehörten, schon von Montmort und Thévenot begründet; durch Colbert verstaatlicht, 1. Sitzung am 22. December 1666 in einem Bibliotheksaal; später in den alten Wohnräumen des Königs im Louvre untergebracht: eine vom König ziemlich abhängige Gesellschaft von Mathematikern und Physikern, die nicht die Freiheit der erstgenannten Vereinigungen genoss; nach mehrfach veränderter Verfassung, zuletzt durch Louis XVI. Befehl vom 23. April 1785 in eine mathematische und eine physikalische Klasse geteilt; anfangs unbedeutend, später der Sammelpunkt aller bedeutenden Gelehrten in den exacten Wissenschaften. Letzte Sitzung am 14. August 1793. e) *Académie royale de Peinture et de Sculpture.* Eine Vereinigung gemischten Charakters, mit den 3 ersten nicht zu vergleichen. Durch Patent vom 23. Juni 1655 im *Collège de France* untergebracht, 1692, wie die andern, im Louvre; aber im steten Kampf mit der mächtigen *Corporation de Saint-Luc*; Zugang leichter zu erreichen als in den andern Akademieen. f). *Académie d'Architecture.* Gegründet 1665 von Colbert; 1. Sitzung am 31. Dezember 1671 im Palais royal; Patent vom Februar 1717; letzte Sitzung am 5. August 1793.

Diese 5 Akademieen wurden aufgehoben durch das Gesetz vom 8. August 1793. Der Verfasser zählt dann eine Reihe der bedeutendsten Academiker auf, die der Revolution zum Opfer fielen. Zwei Jahre später wird das *Institut de France* gegründet.

2. Capitel. Ein Gesetz vom 3. Brumaire des Jahres IV = 25. October 1795, organisiert das Institut, das von der 1. bis zur 3. Republik wichtige Umgestaltungen erlebte. Danach ergeben sich in der Geschichte des 1. Jhs. 4 ungleiche Abschnitte: 1) 1795

— 1803; 2) 1803—16; 3) 1816—32; 4) 1832—95. 1) Den schon von Colbert 1666 geäusserten Gedanken einer allgemeinen, zusammengesetzten Académie sehen wir hier durchgeführt: 3 Klassen, und zwar eine physikalisch-mathematische mit 10 Sectionen, eine moralisch-politische mit 6 Sectionen, eine litterarisch-künstlerische mit 8 Sectionen; 144 Plätze, deren Inhaber gleiche Titel, Rechte, Aemter, Ehren, Kleidung, Stellung vor dem Gesetze haben; Niemand darf 2 Klassen zugleich angehören, jeder darf in jeder Klasse vollberechtigt mitsprechen. 2) Seit dem Consulat auf Lebenszeit kommt eine Tendenz zur Monarchie auf. Die Regierung ernennt von Amtswegen die Akademiker in 4 Klassen, die sich als nötig herausgestellt: eine physikalisch-mathematische, eine für französische Litteratur und Sprache, eine für alte Geschichte und Litteratur, eine für die schönen Künste.

3) Durch Kabinetsbefehl vom 21. März 1816 erhalten die 4 Klassen die alten Bezeichnungen wieder: a) *Acad. frç.*, 40 Sitze, ohne Sectionen. b) *Acad. des Inscr. et Bell. Lett.*, 40 Titularmitglieder, 48 freie, aggregierte und correspondierende, keine Sectionen. c) *Acad. des Sciences*, zusammen 183 Mitglieder in 11 Sectionen. d) *Acad. des Beaux-Arts*, zusammen 101 Mitglieder in 5 Sectionen.

4) Auf Guizots Veranlassung wird durch Kabinetsbefehl vom 26. October 1832, die 1803 übergangene 2. Klasse als *Acad. des Sciences Morales et Politiques* wieder hergestellt.

3. Capitel. Bericht über die Rechtsverfassung der 5 Akademieen, Verteilung der Aemter; Stiftungen und Preise; Domicil des *Institut de France*, Versammlungssäle, Bibliothek.

4. Capitel. Personenstand, in 4 Abschnitten: 1) *Académiciens titulaires.* 2) *Membres libres.* 3) *Associés étrangers.* 4) *Associés non résidants et les correspondants.*

5. Capitel. In 5 Abschnitten der durch die viermalige Umbildung bewirkte Stand der einzelnen Akademieen bis auf die Gegenwart.

Den Bericht begleiten mehrere saubere Stiche, eine Nachbildung der *Vue du Palais de l'Institut* von Israel Sylvestre 1670, *Réception d'un Académicien* von 1714; Abbildungen der Stiftungsmedaillen der Akademieen; die Inauguralsitzung des *Institut* am 4. April 1796, nach einem im Kupferstichkabinet vorhandenen Original; die Medaille des *Institut* von Dumarest (1803), die Medaille der Wiederherstellung der 4 Akademieen (1816), und Heliogravuren der gegenwärtig benutzten Räume.

BERLIN-CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

Courtenay, J. Baudouin de. *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen.* Ein Kapitel aus der Psychophonetik. Strassburg 1895. Kommissionsverlag von Karl J. Trübner.

Der Verfasser stellt den Leser auf eine harte Probe. Unter Anwendung einer Menge neu geschmiedeter termini technici und einer Masse von Formeln, in häufig sehr schwülstiger Sprache und vielfach in einander geschachtelten Sätzen sucht er uns seine Theorie phonetischer Alternationen klarzulegen. Dabei leidet sein Buch an dem Fehler grosser Abstraktheit, und da es oft genug keine Beispiele, in den meisten andern Fällen nur slawische giebt, so versteht man häufig nicht, was er in concreto meint. Dennoch scheint der Verfasser ein wirklich scharfsinniger Mann zu sein. Für besonders glücklich und richtig halten wir bei ihm die Anrufung des psychischen Faktors. Er geht aus vom Begriffe des Phonems, das nach ihm das psychische Äquivalent des Sprachlautes, eine einheitliche Vorstellung ist, welche mittelst psychischer Verschmelzung der durch die Aussprache eines und desselben Lautes erhaltenen Eindrücke in der Seele entsteht. Jeder mit selbständigem psychischem Leben versehene und vom Standpunkte eines selbständigen psychischen Lebens aus nicht mehr teilbare Wortteil wird von ihm Morphem genannt, welcher Begriff also Wurzel und alle Arten von Präfixen und Suffixen umfasst. Phonetisch verschiedene Phoneme, welche aber zum Bestandteile etymologisch verwandter Morpheme gehören und im phonetischen Bau dieser Morpheme die sich gegenseitig entsprechenden Stellen einnehmen, werden Alternanten, ihre gegenseitige Beziehung zu einander Alternationen genannt. So haben wir z. B. in den Hauptmorphemen der deutschen Worte la-den | Las-t die Alternationen ā | ă, d | s. Streng genommen können als alternierende Einheiten nicht Phoneme, sondern nur ganze Morpheme gelten, da nur die Morpheme semasiologisch unteilbare Einheiten darstellen. Die in verschiedenen Sprachen stattfindende etymologische Verwandtschaft nennt der Verfasser Korrespondenz oder verschiedensprachige Entsprechung.

Die Einteilung der Alternationen geschieht in erster Linie vom Standpunkte ihrer Kausalität, und zwar zunächst vom Standpunkte der Möglichkeit aus, ihre anthropophonische Kausalität in der gegebenen Zeit zu bestimmen (neophonetische Alternanten oder Divergenten und paläophonetische oder Nichtdivergenten), sodann vom Standpunkte der Möglichkeit, ihre psychische Kausalität nachzuweisen (psychophonetische Alternanten oder Korrelative und nichtpsychophonetische Alternanten oder Nichtkorrelative), ferner vom Standpunkte der Möglichkeit, ihre traditionelle und soziale Kausalität zu bestimmen, weiter vom Standpunkte der Eigen-

sprachigkeit oder Fremdsprachigkeit ihrer Quelle, sodann vom Standpunkte des Unterschieds zwischen der individuellen und sozialen Kausalität, endlich vom Standpunkte der Einfachheit oder Kompliziertheit der ihnen eigenen Kausalität. In zweiter Linie erfolgt die Klassifikation der Alternationen vom Standpunkte der Kollision verschiedener Strebungen; eine solche Kollision kann stattfinden zwischen der Tradition und den individuellen Strebungen, sowie zwischen individuellen anthropophonischen oder peripherisch-phonetischen und individuellen zentral-psychischen Tendenzen. In dritter Linie können die Alternationen vom Standpunkte ihrer Genesis, ihrer Entfernung von der kausalen Quelle beurteilt werden, und zwar vom Standpunkte ihrer Entfernung von der Quelle anthropophonischer Kausalität (keimende, auf dem Boden individueller Strebungen entstehende, sich nicht nur individuell sondern auch sozial entwickelnde, entwickelte, befestigte, stufenweise schwindende und erloschene Alternationen), oder vom Standpunkte ihrer Entfernung von der Quelle psychischer Kausalität (beginnende, befestigte, schwindende und beseitigte Alternationen), oder vom Standpunkte ihrer Entfernung von der in dem Einflusse einer verwandten Sprache wurzelnden Quelle. In vierter Linie können phonetische Alternanten vom Standpunkte der Art und Weise ihrer etymologischen Verwandtschaft betrachtet werden; entweder alternieren diese Phoneme in den etymologisch verwandten Morphemen, oder es alternieren die Phoneme als Komponenten ganzer Gruppen von Morphemen mit einem gewissen gleichmässigen phonetischen Bau. Eine fünfte Klasse von Alternationen erhalten wir, wenn sie vom Standpunkte der Einfachheit oder Zusammengesetztheit der Zusammenstellungen betrachtet werden; es zeigt sich dabei ein Unterschied zwischen äquivalenten Phonemen (ein Phonem entspricht einem andern, zwei Phoneme entsprechen zweien andern) und nichtäquivalenten Phonemen (zwei oder mehrere Phoneme entsprechen einem Phonem), oder ein Unterschied zwischen Alternationen mit Rücksicht auf die Anzahl ihrer Glieder, oder ein Unterschied der Alternationen in Beziehung auf die Einfachheit oder Zusammengesetztheit der die alternierenden Phoneme enthaltenden Morpheme, oder ein Unterschied zwischen den einem einfachen Worte eigenen Morphemen und dem etymologischen Zusammenhange von Morphemen verschiedener Worte, endlich ein Unterschied zwischen einfachen Alternationen und Alternationen von Alternationen. Ausser der Einteilung der Alternationserscheinungen giebt de Courtenay noch die Analyse einiger Alternationsklassen.

Der Verfasser hat die Ansicht, dass es weder Lautwechsel noch Lautgesetze giebt, dass das Verbindungsglied zwischen den einzelnen Ausspracheakten gebildet wird durch Er-

innerungsbilder, die während der Aussprache die Sprachorgane in angemessener Weise zur Bewegung reizen, und dass man nur mit Substitutionen möglicher Thätigkeiten an Stelle der beabsichtigten und mit fertigen phonetischen Unterschieden oder Alternationen historischer Herkunft zu rechnen hat. Auch Fischer hat in seiner vortrefflichen *Geographie der schwäbischen Mundart* S. 82 ff. ähnliche Gedanken ausgesprochen. Es muss anerkannt werden, dass es keine Lautgesetze im wirklichen Sinne eines Gesetzes giebt, dass bei dem, was man so nennt, im Grunde die Analogie anderer, zufällig schon vorhandener Fälle wirkt; denn Variationen entstehen jeden Augenblick individuell und lokal, schwinden aber grösstenteils wieder aus Mangel an fördernden Momenten. Allein dies wird niemand hindern, von Lautgesetzen im Sinne eines empirisch wahrzunehmenden Verhaltens zu reden. Von grösstem Interesse ist es, was der Verfasser über die Entstehung der Alternationen in der individuellen Sprache und besonders in der Kindersprache sagt. Wir können ihm jedoch nicht beipflichten, wenn er, um die Stätigkeit historischer, in der Sprache sich vollziehender Veränderungen zu erklären, seine Zuflucht zur *Erblichkeit* nimmt. Auch Kauffmann hat in seiner *Geschichte der schwäbischen Mundart* auf die Erblichkeit hingewiesen, er bleibt aber dadurch konsequent, dass er dieselbe auf die einseitige Ausbildung eines bestimmten Teiles der Sprechmuskeln in darwinistischem Sinne zurückführt.

De Courtenay sagt nur, dass die Neigungen zu bestimmten Wandlungen auf spätere Geschlechter erblich übergehen. Wir können uns mit dieser Theorie der Erblichkeit nicht befreunden. Wenn bei einem Volksstamme sich eigentümliche Wandlungen in der Sprache zeigen, so entstehen dieselben bei jeder Generation spontan, dadurch, dass jeder Einzelne durch Beeinflussung dessen, was er hört, sich die Fähigkeit zur Hervorbringung eigentümlicher Laute erwirbt; infolge von andauernder Gewöhnung können allerdings die beim Sprechen thätigen Muskeln in einer gewissen Richtung ausgebildet werden und hiedurch gewisse Neigungen sich festsetzen, allein dieser Vorgang muss sich von Fall zu Fall immer wiederholen. Wenn ein Kind in eine andere Mitte versetzt wird, so werden sich bei ihm auch andere Neigungen in Beziehung auf die Sprachthätigkeit entwickeln, und dem menschlichen Sprachorgane muss unter normalen Voraussetzungen das Vermögen gewahrt bleiben, jeden von irgend einem Menschen auf dem ganzen weiten Erdenrund erzeugten Laut nachzubilden.

Wir können dem Verfasser nicht in allen seinen Ausführungen folgen; wer Zeit findet, sich in die vielfach schwer verständliche Sprache desselben und in die Menge von neuen technischen Ausdrücken einzuleben, wird sein Buch nicht ohne Nutzen durchstudieren.

Wenn de Courtenay für die uns in Aussicht gestellte Fortsetzung seines Werks sich grösserer Einfachheit im Ausdrucke befleissigt und seine Beispiele aus Sprachen nimmt, die uns Deutschen eher zugänglich sind als das Slawische, so wird er sich dadurch den Dank aller derer erwerben, die an derartigen Untersuchungen ein warmes Interesse nehmen.

REUTLINGEN. PH. WAGNER.

Vietor, Wilhelm, *Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen.* Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1894. VIII und 388 S. 8°. Preis geh. Mk. 7.

Vietors *Phonetik* gehört zu denjenigen Werken, welche man der Öffentlichkeit zur Kenntnis bringt entweder in einer sehr ausführlichen, dem Werke nach allen Seiten gerecht werdenden, streng sachlichen Einzelbesprechung — die nebenbei bemerkt bequem mehrere Druckbogen ausfüllen kann — oder aber in einer kurzen Anzeige, in der man sich der Einzelkritik enthält und das Werk als Ganzes würdigt. Wenn ich mich angesichts dieses bedeutsamen Werkes für die letztere Form entscheide, so geschieht dies einmal, weil längere Exkurse lautwissenschaftlicher Natur besser in eine phonetische Zeitschrift gehören, dann aber weil es sich um eine dritte Ausgabe des anzuzeigenden Buches handelt, und endlich, weil dieses Buch eben — Vietors Phonetik ist, d. h. ein Werk, das ein jeder wissenschaftlich gebildete Neuphilologe längst kennen muss. Es erübrigt mir daher nur, kurz der Änderungen zu gedenken, welche die Neubearbeitung erfahren hat, um mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu schliessen.

Die ganze Anlage des Werkes (Phonetik und Orthoepie zugleich für Deutsch, Französisch und Englisch) erforderte auch diesmal eine möglichst ausgedehnte Berücksichtigung der Fachlitteratur, was ein mühseliges Stück Arbeit gewesen sein muss, wenn man bedenkt, dass es galt, sich durch ein Schrifttum hindurchzuforschen, "which", um mit einem Sachkenner wie Sweet zu reden, "becomes more indigestible every year". Vietor hat sich dieser Aufgabe mit bewunderungswürdiger Geduld und grosser Sorgfalt entledigt. Will man sich davon überzeugen, so werfe man zunächst nur einen Blick auf die mit wahrem Bienenfleiss gearbeiteten Anmerkungen, in denen Vietor vorzugsweise die verschiedenen Lautforscher teils wörtlich, teils referierend zum Worte kommen lässt, die über einen in Rede stehenden Einzelfall irgendwie bemerkenswerte Beobachtungen angestellt haben. Dazu die zahlreichen neuen Forschungen des Verfassers selbst, sowie die Ergebnisse seiner kymographischen

und stomatoskopischen Untersuchungen. All dies hat den Umfang des Buches wesentlich vermehrt, und welche Fülle von Arbeit innerhalb des letzten Jahrzehnts auf lautwissenschaftlichem Gebiet geleistet worden ist, spiegelt sich nirgends besser wieder als in Vietors mit ernstem Forscherfleisse auf die Höhe der Zeit gebrachter Phonetik: die (1.) Auflage von 1884 zählt 271 Seiten, die (3.) von 1894 deren 388!

So wie Vietors Arbeit jetzt, mit Einschluss der wertvollen Beigaben (Abbildungen, Diagrammen, Litteraturverzeichnis, Wort- und Sachregister, lautlichen Alphabeten etc.) vorliegt, bietet sie unstreitig die ausgiebigste Fundgrube auf dem Gebiete deutsch-französisch-englischer Lautkunde. Damit aber nicht genug: die Arbeit ist auch von unbedingter Vertrauenswürdigkeit. Auf jeder Seite überkommt den sachkundigen Leser das wohlthätige Gefühl, dass hier der Verfasser aus der fruchtbringenden Zwillingsarbeit sorgsamster Prüfung und reifster Erkenntnis heraus die gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse der heutigen phonetischen Forschung niedergelegt hat, Ergebnisse, die der Belehrung Suchende sich ohne jegliches Zögern aneignen darf. Eine Einschränkung mache ich hier nur für den Anfänger — wegen der Überfülle des Gebotenen. Diesem nämlich rate ich, zunächst mit dem Studium des (grösser gedruckten) Hauptteiles zu beginnen und die Anmerkungen vorerst ganz beiseite zu lassen, damit er sich nicht in Einzelfragen verliere, nicht verwirrt oder gar abgeschreckt werde. Noch empfehlenswerter aber scheint mir zu sein, dass er seine grundlegenden Studien mit einem kürzeren, mehr elementar gehaltenen Werke, wie etwa Passys *Sons* beginne und hierauf erst zu Vietors Arbeit übergehe, aus welcher er dann unberechenbaren Nutzen ziehen wird.

Die Ausstattung des Buches ist prächtig: glattes, starkes Papier, klarer, eleganter Druck.

Darf ich mit einem Gesamturteil schliessen, so kann es nur dieses sein : Vietors Phonetik ist auch in der neuen Gestalt, und in dieser nur in um so höherem Masse, ein Werk, das der Bibliothek eines jeden sein Fach schätzenden Neuphilologen zur Zierde gereichen muss. Es ist ein Ehrenbuch deutscher Lautforschung!

MÜNCHEN. FRANZ BEYER.

Weitzenböck, Georg. *Lehrbuch der französischen Sprache.* I. Teil. Preis gebunden 90 kr. 140 S. II. Teil. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. Preis gebunden 3 K. (3 M.) 259 S. Prag, Wien und Leipzig. (F. Tempsky. G. Freytag.) 1893. 1895.

Obgleich der Verfasser dieses Lehrganges keine wesentlichen Neuerungen in Bezug auf die Methode bringt, so haben wir es doch mit

einer durchaus selbständigen, bis in alle Einzelheiten wohldurchdachten Leistung zu thun, die sich neben den besten französischen Lehrmitteln der letzten Jahre wohl sehen lassen kann. W. gehört zu den Reformern, mit denen er in den meisten Punkten übereinstimmt, namentlich insofern als nach ihm die mündliche Ueberlieferung des Sprachstoffes bei geschlossenen Büchern dem Lesen und dem Schreiben immer voranzugehen hat, die fremde Sprache zunächst mehr auf dem Wege der Nachahmung zu erlernen ist, ferner insofern als nicht das System der Grammatik in erster Linie massgebend für den Aufbau des Unterrichts sein soll, sondern der Sprachstoff und der Wortschatz. Ferner bekennt auch er sich zu dem Grundsatz der Reformer, dass die Einübung der grammatischen Regeln nicht durch Uebersetzungen aus der Muttersprache erfolgt, sondern durch allerhand direkte Uebungen, die unmittelbar an dem fremden Sprachstoffe vorgenommen werden. Seine methodischen Ansichten und Winke zum Gebrauch der Bücher hat der Verf. in zwei kurzen Begleitworten niedergelegt, die von der Verlagsbuchhandlung unentgeltlich an Lehrer geliefert werden.

Beide Teile haben folgende Einrichtung: Sprachstücke. Erklärungen zu den Sprachstücken (*Commentaire*). Hieran schliessen sich im ersten Teile Sprachstücke in Lautschrift (die ersten 7 Nummern) Sprachlehre. Alphabetisches Wörterverzeichnis. — In den Erklärungen zu den Sprachstücken führt W. eine originelle Idee durch. Anfangs sind diese Erklärungen weiter nichts als die Präparation zu den Texten. Später, wenn der Wortvorrat und die sprachliche Uebung der Schüler grösser sind, tritt an die Stelle der einfachen Verdeutschung der französichen Wörter ihre Erläuterung durch synonyme Ausdrücke oder durch Umschreibung, mit Hülfe der schon bekannten Wörter. So finden wir schon in den letzten Nummern des ersten Teils: *la charrue = l'instrument pour labourer; le boulanger = l'homme qui fait le pain; réunir = rassembler; voler = le mouvement que l'oiseau fait avec les ailes.* Im Commentaire des II. Teils ist nur selten eine deutsche Bedeutung angegeben. Dafür tritt die Sacherklärung in französischer Sprache ein. Schwierige Konstruktionen werden vereinfacht, manches wird weiter ausgeführt, durch manche Belehrung über französische Verhältnisse wird die Sprach- und Sachkenntnis der Schüler gefördert.

Die Texte hat W. mit Sorgfalt ausgewählt. Er geht von der nächsten Umgebung des Schülers aus, erweitert die Begriffskreise allmählich und will vorzugsweise die Sprache des täglichen Lebens lehren. Beschreibendes und Anschauliches (z. B. im I. Teile: *La classe. Objets de classe. La maison d'école. La parenté. Les vêtements. Le pain. L'homme. La ville et le village)* wechselt mit kleinen Erzählungen (im I. Teile: *Les bottes de M. Swift. L'anthropophage. Le sifflet. L'école buissonnière*). Während sich in früheren Lehrbüchern die historische Anekdote ungebührlich breit machte, bevorzugt man neuerdings, ausser sogenannten *leçons de choses*, einfache Kindergeschichten, Vorfälle aus dem Schülerleben. Der Verf. hat im II. Teile aus verschiedenen französischen Jugendschriftstellern recht hübsche und passende Erzählungen ausgesucht. Es seien erwähnt: *Présence d'esprit et héroïsme d'un enfant* (aus Bruno, *Tour de la France*). *Un refroidissement. La syncope. Un bon charlatan* (eine ansprechende Erzählung). *Mésaventure d'un fraudeur Traversée de la Manche en ballon* — Nr. 19 *(Le cordial merveilleux)* sollte bei einer 2. Auflage gestrichen werden. Anerkennenswert ist das Bestreben, bei den leçons de choses durch Einkleidung in eine Erzählung die Eintönigkeit der Beschreibung zu mildern. Vgl. Teil II, No: 3 *(L'intérieur de la maison*, in Briefform), No: 5 *(L'ameublement*, mit kultur-

geschichtlichen Rückblicken). — Zur Konzentration des Unterrichts trägt W. insofern bei, als er auch Stücke aus dem Gebiete der Physik, der Mathematik und des praktischen Rechnens, der Naturgeschichte bringt. Der Forderung, mit Land und Leuten bekannt zu machen, sucht er durch Einfügung zweier Stücke aus der französischen Geschichte (*Le siège de Calais* und *Turgot*, nach Bruno) und durch das beschreibende Stück *A travers Paris* (gleichfalls nach Bruno) gerecht zu werden. Das Verständnis dieser einfach gehaltenen Beschreibung der französischen Hauptstadt wird durch 14 kleine, aber gute Abbildungen erleichtert. Bei dem Bilde *Les Halles de Paris* ist die Erklärung der mit Ziffern versehenen Gebäude unvollständig. — Storms französischen Sprechübungen sind zwei Dialoge entnommen. So ist denn der Stoffinhalt beider Teile reichhaltig, interessant und angemessen. Auch die Gedichte sind im ganzen mit Geschick ausgewählt. In dem schönen Sonett *Un Songe* von Sully Prudhomme muss es in der 2. Zeile *gratte la terre* statt *gratte cette terre* heissen. Ammenreime wie No: 19, 21, 29 sollten doch endlich aus unseren französichen Lehrbüchern verschwinden.

Die anfangs ganz kurzen und sprachlich einfachen Texte bilden zunächst das Anschauungsmaterial für grammatische Erscheinungen, sodann die Grundlage für sprachliche Uebungen der verschiedensten Art. Die Beziehungen zwischen den Texten und der Grammatik giebt eine Tabelle im Anfange jedes Teiles an. Dass die betreffenden grammatischen Materien in den Texten reichlich zur Anschauung kämen, kann man nicht gerade behaupten; doch sorgen die jeder Nummer beigegebenen Uebungen zur Einübung und Befestigung der Formen und Regeln. Diese *Exercices* sind die mannigfaltigsten sprachlichen, nicht nur grammatischen Uebungen. Die Stücke sind umzuformen, die Erzählung ist einer anderen Person in den Mund zu legen, die Zeitformen sind zu wechseln. Für einige Lektionen ist der Gebrauch von Wandbildern empfohlen. Auch Themen zu freien Arbeiten sind vielfach angedeutet. Von den grammatischen Uebungen seien besonders folgende hervorgehoben: Vervollständigen von Sätzen, denen ein Satzglied fehlt; Durchkonjugieren von Sätzen; Ersatz von Hauptwörtern durch persönliche Fürwörter. Aus zwei Hauptsätzen ist ein relatives Satzgefüge herzustellen. Zur Einübung der Stellung des Fürworts beim Imperativ sind aus Aussagesätzen Befehlssätze herzustellen, z. B. *je vous prie de me passer le sel = passez-moi le sel, s'il vous plaît* (II, No: 13). Zur Einübung der Steigerungsformen sind bestimmte Gegenstände in Bezug auf ihre Grösse, ihre Dauer, ihre Temperatur, ihren Wert, ihren Preis u. s. w. zu vergleichen. Kurz, die *Exercices* enthalten eine reiche Fülle von Anweisungen, wie der Lehrer den Sprachstoff zum sicheren Besitz der Schüler machen kann. Fragen über den Inhalt des Gelesenen sind nur den ersten Stücken des ersten Teils beigedruckt. Einige Stücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in freiem Anschluss an die Lesestücke finden sich zwar in der zweiten Hälfte des II. Teils, doch sind sie natürlich zu spärlich, um genügende Fertigkeit im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische zu geben. Der Verfasser hat sie nur eingefügt, um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, die dergleichen verlangt; in den Rahmen des Buches passen sie nicht recht. Der grammatische Stoff des I. Teiles (für die beiden unteren Klassen der österreichischen Realschule) umfasst etwa *avoir* und *être*, die drei regelmässigen Konjugationen, Fürwörter, Zahlwörter, Ersatz der Deklination, Pluralbildung, Steigerung des Adjektivs. Von den unregelmässigen Zeitwörtern kommen natürlich schon viele einzelne Formen vor. Der II. Teil (für das 3. und 4. Unterrichtsjahr bestimmt) bringt die unregelmässigen Verben zur Einübung, ver-

vollständigt die Formenlehre und behandelt das wichtigste aus der Syntax.

Welche Stellung nimmt W. nun zur Frage der Lautschrift ein? Er ist der Ueberzeugung, dass dem Schüler der Eintritt in die fremde Sprache erleichtert wird, wenn er die Arbeit der Aneignung von Laut- und Schriftform teilen kann. Diese Arbeitsteilung wird in dem Lehrbuch ermöglicht, indem die ersten Texte in Lautschrift beigegeben sind. Diese soll dem Schüler nur die Wiederholung erleichtern; geschrieben werden soll sie nicht. Wer sich ihrer nicht bedienen will, lässt einfach den lautschriftlichen Teil des Buches beiseite. Was nun die Transskription selbst betrifft, so gestehe ich, noch nie eine einfachere, praktischere gesehen zu haben. Länge und Kürze sind unbezeichnet geblieben, da die Schüler nach dieser Seite hin selten verstossen. Die Bindestriche zwischen den einzelnen Worten sollen offenbar zusammengehörige Glieder eines Sprachtaktes vereinigen: die Sprachtakte scheinen mir indes vielfach zu kurz zu sein, so dass eng zusammengehöriges auseinandergerissen wird. Ich empfehle dem Verf. die lautschriftlichen Texte daraufhin noch einmal durchzuprüfen. Dass *a* und *â* unterschieden ist, ist zu billigen, denn darauf wird vielfach noch zu wenig geachtet, obgleich die Unterscheidung zwischen beiden Lauten für eine gute, nationale Aussprache des Französischen unerlässlich ist. Eine Erklärung der beiden *a* hätte in der Lautlehre Platz finden müssen. *â* soll den geschlossenen Laut, der sich dem *è* nähert, bezeichnen, *a* den seltener vorkommenden offenen Laut, der dem *ò* nahe steht. Dass in *neuf jours* der offene Laut gesetzt ist, ferner dass *les, mes, tes, ses* mit geschlossenem *è* bezeichnet sind, wird wohl noch auf vielfachen Widerspruch stossen.

Es bleibt mir nun noch die Besprechung der Sprachlehre. Die Fassung der Regeln weicht in vieler Beziehung von der althergebrachten ab, ist aber fast überall klar und wohl durchdacht. Der moderne Sprachgebrauch und die Eigentümlichkeiten der Umgangssprache sind an geeigneter Stelle berücksichtigt (s. die Bemerkung über das *Passé défini* und das *Passé antérieur*). W. bemüht sich, die Sprachlehre möglichst auf die Lautform, nicht auf die Rechtschreibung zu bauen. Dies zeigt sich in seiner Behandlung der Verben auf *-oyer* und *-uyer* (II, § 138), der Pluralbildung von Hauptwörtern (I, § 238), der Motion des Adjektivs, wobei er von der volleren weiblichen Form ausgeht (s. I. S. 13). — Die unregelmässigen Zeitwörter sind nach dem Stammauslaut geordnet. Auf diese Weise ist natürlich *servir* von *dormir* und dieses wieder von *sentir, mentir, sortir, partir* getrennt, während diese Verben sonst gewöhnlich zusammen gelernt werden. Auch die Anordnung innerhalb jedes Zeitwortes weicht von der üblichen Weise ab. Vokalische Endungen (stammbetont—endungbetont) und konsonantische Endungen finden sich in drei Rubriken, so dass die verschiedenen Formen des Présent getrennt aufmarschieren. Das mag wissenschaftlich sein; dass es aber für Schüler praktisch und übersichtlich sei, bezweifle ich.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes. Teil I: § 5. „dass die Lippen vernehmlich aufklappen" ist undeutlich ausgedrückt. § 8. „r muss deutlich gerollt werden". Mit Zunge oder Zäpfchen? § 21. Vom h aspirée ist gesagt, dass es den Stimmansatz bezeichne, z. B. *les hauts arbres*. Soll das heissen: es wird nach *les* Stimmansatz gemacht, so möchte ich widersprechen; die vokalische Bindung findet doch auch vor haspirée statt. § 246. „*vite* und *tard* sind sowohl Eigenschafts- als Umstandswörter". Das ist unzutreffend. Teil II: § 249. Die Regel über das Geschlecht von *gens* müsste genauer gefasst werden, denn man sagt auch *quelles gens, certaines gens*. — Einige Kapitel der Grammatik

fehlen, obgleich dahin gehörige Fälle in den Lesestücken vorkommen. So musste die Fragestellung nach *à peine*, ferner eine Bemerkung über die Stellung der Adverbien Platz finden. Der Infinitiv mit *de à*, sowie der reine Infinitiv sind gar nicht, der Konjunktiv ist (§ 227) ganz lückenhaft behandelt. Wo bleiben die Verben der Willensäusserung, wo bleibt der Konjunktiv in Relativsätzen, wofür sich im Lesestück 43 wiederholt Beispiele finden?

Eine wissenschaftliche Scheidung der Formenlehre und der Satzlehre hält der Verf. in einem solchen Schulbuche für unnützlich, worin ich ihm unbedenklich beistimme. — Die grammatischen Termini sind meist deutsch; so finden wir anzeigende und verbindende Art (Ind. und Konj.), Abwandlung (Konjugation), sogar Beistrich (Komma). Die Terminologie weicht manchmal von der hergebrachten ab, ist aber gut und klar. So unterscheidet W. das *Pronom personnel faible* und das *P. p. fort.*

Der Einbürgerung des Buches in Deutschland werden eine Anzahl österreichische Provinzialismen etwas störend im Wege stehen. Z. B. enthält das Buch die Ausdrücke: Stiege statt Treppe, Sacktuch (= *mouchoir)*, insbesonders (I, § 5, § 229) statt insbesondere, Federstiel statt Federhalter, Bühne (= *estrade* im Schulzimmer), Kanzel statt Pult (*chaire)*, im Vorhinein statt im voraus (II, S. 126). „Oeffne den Mund stark für *è*" klingt eher wie ein Gallicismus.

Das Französisch des Buches macht vorwiegend einen günstigen Eindruck. — Nicht unerwähnt will ich lassen, dass die Begleitworte zu beiden Teilen ganz vortreffliche methodische Bemerkungen enthalten. Dazu rechne ich die folgenden 3 Sätze: „Man wird also darauf verzichten, mit besonderem Eifer vom Schüler zu verlangen, dass er die fremden Formen auf dem Wege des Schlusses finde, bevor sie ihm überhaupt je begegnet sind." — „Die Schüler müssen immer wieder belehrt werden, dass sie die fremde Sprache nur laut erlernen können, so wie man singen nicht durch stilles Notenlesen lernt." — „Auswendig lernen, im Anfang unerlässlich, wird nach und nach einer freieren Aneignung weichen." —

Druck, Format und Ausstattung der Bücher sind gut. Zum Schluss wiederhole ich, dass ich das Lehrbuch von W. für eins der besten und sorgfältigst gearbeiteten französischen Lehrbücher nach der neuen Methode halte und empfehle den Neusprachlern angelegentlich, sich mit demselben näher bekannt zu machen.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Fleischhauer, W. *Praktische französische Grammatik. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Nebst einem Begleitwort.* 8°. 95 S. M. 1. — *Methodisches französisches Lese- und Uebungsbuch. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. I. Teil.* 8°. 195 S. Leipzig 1895. Rengersche Buchhandlg. Gebhardt u. Wilisch.

Wie viele andere Erscheinungen der letzten Jahre, so berufen sich auch diese Bücher auf die neuen Lehrpläne und suchen allen Forderungen derselben möglichst gerecht zu werden. Was nun die Grammatik betrifft, so wird bekanntlich mit Recht Beschränkung des grammatischen Lernstoffes auf ein äusserst geringes Mass gefordert. So bezeichnet auch F. als wesentliches Erfordernis einer französischen Grammatik Kürze, Klar-

heit und Uebersichtlichkeit. Da das ganze grammatische Lehrgebäude auf 85 Seiten zusammengedrängt ist, so scheint zwar das Gebot der Kürze erfüllt zu sein, aber die ganze Darstellung der Grammatik geht von Grundsätzen aus, mit denen ich mich nicht befreunden kann. Einer der fruchtbarsten Gedanken der ganzen Reformbewegung ist die Erkenntnis, dass das viele Vergleichen der Muttersprache und der fremden Sprache von Uebel ist. Der Verf. empfiehlt aber geradezu die möglichst häufige Vergleichung mit dem Deutschen. Daher geht er meist vom deutschen Sprachgebrauch aus. Ein zweiter Grundsatz, auf den der Verfasser seine ganze Darstellung gründet, ist der an sich richtige psychologische Grundsatz, dass die einzelnen Glieder einer Vorstellungsreihe in derselben Reihenfolge reproduziert werden, in welcher sie von der Seele ursprünglich aufgenommen werden. Soll z. B. in der Seele des Schülers die Vorstellung eines Substantivs auf *-al* die zweite Vorstellung des Plurals auf *-aux* reproduzieren, so müssen diese beiden Vorstellungen in eben dieser, nicht aber in umgekehrter Reihenfolge von vornherein mit einander verbunden werden. Jene Reproduktion wird aber erschwert durch die bisher übliche Fassung der Regel. Statt *s* tritt das Pluralzeichen *x* ein 1) bei den Wörtern auf *au* und *eu*, 2) bei den meisten Wörtern auf *al*. — Dafür heisst es bei F.: Die Substantive auf *au* und *eu* haben im Plural *aux* und *eux*. Die S. auf *al* haben im Plural *aux* (ausser *le bal*: *les bals*). — Die Fassung der Regeln ist fast durchweg diesem psychologischen Grundsatz gemäss gegeben. Dass diese Neuerung überall von wirklich praktischer Bedeutung sei, möchte ich in Abrede stellen. Bei manchen Kapiteln wird die Darstellung dadurch sogar recht verworren und der Stoff zerhackt. Man vergleiche z. B. die Lehre vom Gebrauch des Infinitivs (§ 155—161), für die der Verf. seine Erfindung für besonders gelungen hält. — Eigentümlich ist die Anordnung innerhalb der einzelnen grammatischen Kapitel. Es wird da oft mit der Aufzählung aller möglichen Ausnahmen und Einzelfälle begonnen, dann erst folgen die Hauptregeln. Lehre vom Konjunktiv in Dass-Sätzen (§ 134—141), ferner von Substantiven in partitivem Sinne gebraucht (§ 182—186). An Stelle der historisch-logischen Spracherklärung bevorzugt der Verfasser die rein mechanische, indem er immer ans Deutsche anknüpft. Bei der Lehre von der Stellung des Adjektivs fehlt jeder Hinweis auf den Satzton als Regulativ für die Stellung des Adjektivs. Er warnt vor einer zu tief gehenden Erklärung sprachlicher Erscheinungen; ebenso sehr muss aber vor einer allzu flachen, mechanischen Erklärung gewarnt werden.

Von der Aussprache findet sich in dem ganzen Buche kein Wort. Hier kann sich freilich der Verfasser auf die Lehrpläne berufen. Doch halte ich eine elementare Darstellung der Aussprache in einer Schulgrammatik für angebracht. Nicht einmal in dem Kapitel über die Zahlen sind Ausspracheregeln gegeben. Auch in § 14 (Verben auf *ayer*) durfte eine Bemerkung über die Aussprache nicht unterbleiben. — Die Beispiele zu den Regeln sind nicht immer glücklich gewählt; sie lassen oft Einfachheit und Ungezwungenheit vermissen. — Eine unglückliche Fassung hat die Regel über den Gebrauch von *en* an Stelle eines Hauptwortes. Es heisst da: (§ 188): „Wenn hinter einem Verb ein vorher genanntes Substantiv auf die Frage „wer oder was?“ oder „wen oder was?“ (mit „nämlich“) zu ergänzen ist, muss beim Verb *en* hinzugefügt werden.“ — Nicht unerwähnt bleibe, dass ein ausführliches alphabetisches Register das Zurechtfinden in dem Buche erleichtert.

Das methodische französische Lese- und Uebungsbuch (I. Teil) ist für die untere und mittlere Stufe bestimmt. Es enthält Lesestücke, ein Wörterverzeichnis zu denselben, Uebungsstücke, endlich ein französisch-

deutsches und deutsch-französisches alphabetisches Wörterbuch. In dem letzteren sind die Stellen angegeben, an welchen jedes Wort zum ersten Male vorkommt. Das Inhaltsverzeichnis stellt zugleich die Beziehungen zwischen Grammatik und Lesebuch her, indem bei jedem Stück die grammatischen Erscheinungen, die besprochen werden sollen, angegeben sind. Da die Lesestücke mit nur geringen Aenderungen den Quellen (meist französischen Schulbüchern) entnommen sind, so bieten dieselben nicht gerade ein reiches Anschauungsmaterial für die betreffenden grammatischen Stoffe. Jedoch geben die deutschen Uebungsstücke (s. u.) weitere Gelegenheit zur Einübung der Formen und Regeln. Ferner sind im Wörterverzeichnis am Ende jeder Nummer die für den betreffenden grammatischen Abschnitt schon in früheren Lesestücken vorkommenden Beispiele zusammengestellt. — Auf Beseitigung sprachlicher Schwierigkeiten für die ersten Stücke ist leider wenig Bedacht genommen. Dieselben wimmeln von Anticipationen aller möglichen schwierigen grammatischen Dinge, die der Schüler zunächst unverstanden hinnehmen muss. Wenn auch solche Anticipationen einmal (von Plattner) als Richtpflöcke bezeichnet worden sind, die später bei der zusammenhängenden Durchnahme sich nützlich erweisen, so wird doch eine Häufung derselben in den Köpfen der Schüler Verwirrung anrichten. Was die Auswahl der Vokabeln betrifft, so vermisst man das Bestreben, anfangs einfache und häufig vorkommende Wörter zu verwenden, seltenere für später aufzusparen. Nr. 7 ist eine Charade von 4 Zeilen; dazu sind im Wörterverzeichnis nicht weniger als 33 Wörter und Ausdrücke angegeben.

Die Lesestücke, meist von geringer Ausdehnung, sind teils Beschreibungen, teils kleine Erzählungen. Auch einige Gedichte sind eingefügt. Die Auswahl ist im allgemeinen glücklich zu nennen; nur müsste, wie gesagt, die sprachliche Darstellung einfacher sein. — Die deutschen Uebersetzungsstücke bestehen aus freien Umgestaltungen der Lesestücke und sind mit Geschick gemacht. Andere, mehr direkte Uebungen zur Befestigung des Sprachstoffes, wie sie neuerdings mit Recht mehr und mehr in Aufnahme kommen, scheint der Verf. zu verschmähen. — Auf die Ausstattung der Bücher ist grosse Sorgfalt verwendet.

LEIPZIG. O. MIELCK.

Eidam, Christian. *Mustersätze zur französischen Grammatik. Eine Ergänzung zu jedem französischen Lehrbuch. I. Teil.* Nürnberg. Verlag der F. Kornschen Buchhandlung. 1895. 8°. 25 S. M. 0.50.

Der Verfasser will durch sein Schriftchen, das nur Sätze ohne Regeln, meist mit gegenüber gestellter deutscher Uebersetzung, enthält, nicht die eingeführte Grammatik verdrängen, sondern nur ergänzen. Gegen die Sätze an sich lässt sich kaum etwas einwenden. Sie sind passend gewählt und berücksichtigen, obwohl für den Elementar-Kursus bestimmt, der Vollständigkeit halber auch bereits die meisten Erscheinungen der Syntax. In der Moduslehre lehnt sich der Verf. an Kühn an. Es sind also die Fälle des Konjunktivs nach *que* bei unpersönlichen Verben, nach zusammengesetzten Konjunktionen und in Relativsätzen mit in den grossen Hauptgruppen der Verben der Willensäusserung, des Affekts und des Sagens und Denkens untergebracht. Ich halte es aus praktischen Gründen für richtiger, nach der alten Weise den Konjunktiv in Relativsätzen, nach zusammengesetzten Konjunktionen und in Dass-

Sätzen auseinanderzuhalten und vielleicht am Schluss des tieferen Verständnisses halber mit den Schülern jene Einreihungen vorzunehmen.

Der Verfasser begründet die Notwendigkeit, Mustersätze zu veröffentlichen, mit der Behauptung, dass in den vorhandenen Lehrmitteln die Beispiele teilweise inhaltlich zu schwer, teilweise zu nichtssagend seien. Auch sei es ein Nachteil, wenn nach dem zur Anschauung vorausgestellten fremdsprachlichen Satz die Regel in ihrem ganzen Wortlaut abgedruckt sei. — Ich kenne genug Grammatiken, die ganz passende Beispiele bieten, und in der zuletzt angeführten Einrichtung vermag ich keinen Nachteil zu erblicken. Die Regeln sollen ja doch in der Stunde eingeübt werden und die Grammatik soll nur als Nachschlagebuch dienen. Ein Bedürfnis zu solchen „Mustersätzen" scheint mir demnach nicht vorzuliegen.

LEIPZIG, O. MIELCK.

Feist, Sigmund, *Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache für praktische Ziele. Mit Rücksicht auf die konzentrierende Unterrichtsmethode bearbeitet. I. Unterstufe.* Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. 8°. 187 S. M. 1.50.

Der Verfasser des vorliegenden Lehrganges, des ersten Teiles eines auf drei Teile berechneten Unterrichtswerkes, sucht vor allem nicht in den Fehler mancher neuerer Lehrbücher zu verfallen, nämlich den Unterricht mit formell zu schwierigen Stücken zu beginnen. Er hat daher die ersten Lektionen, namentlich was die Lesestücke betrifft, mit Rücksicht auf die noch wenig entwickelte Fassungskraft der Schüler für einen ganz fremden Gegenstand so elementar wie möglich gestaltet. Dieses Streben ist anerkennenswert, nur muss gleich bemerkt werden, dass solche ad hoc für deutsche Schüler zurechtgemachte Stücke oft nur allzu deutlich den Stempel der deutschen Urheberschaft tragen. Um grammatischen Schwierigkeiten und Idiomatismen aus dem Wege zu gehen, ist oft ein Französisch hergestellt, das echt französische Färbung vermissen lässt. Auch dem vorliegenden Buche kann dieser Vorwurf nicht ganz erspart bleiben, besonders was die ersten 11 Lektionen betrifft. Später schöpft der Verfasser meist aus zuverlässigen Quellen. — So lesen wir in L. 4: *Les noms des mois sont les suivants* (besser *Voici les noms des mois)*, L. 5 (eine Geburtstagsfeier): *Mes parents me donnent des livres et invitent mes amis, qui arrivent avec leurs plus beaux habits. Ils ont du café, du gâteau, des fruits et des bonbons.* In der Conversation hierzu: *Tes parents, que te donnent-ils?* (Stellung!) *Tes amis ne sont pas venus chez toi cette année?* L. 11 (Une excursion): *Puis nous choisirons un coin tranquille pour nous rafraîchir un peu avec les œufs, les petits pains . . . .* (besser *pour nous régaler des œufs . . . .). — Il pense que nous serons de retour dans la soirée, comme ça* (im Wörterbuch = so, auf diese Art!) *nous prendrons notre dîner à la maison.* L. 17: Conversation: *Le paysan, qui rencontra-t-il sur l'escalier?* L. 27 (L'écolier paresseux): *Je n'ai pas le moindre temps pour* (statt *je n'ai pas le temps de) m'amuser.* Hinsichtlich des Stiles dieses letzteren Stückes erlaube ich mir, den Verfasser auf die Fassungen bei Strien, *Lehrbücher* I. No 45 und Plattner, *Lehrgang* I. No. 61 zu verweisen. Recht holprig ist auch das Französisch in L. 28 (*Le trésor caché).* Vergl. hierzu Güth, *Franz. Lesebuch*, Unterstufe, No. 75 und Rossmann und Schmidt, *Lehrbuch*, No. 40, II.

Die Einrichtung des Buches ist die nämliche wie die der meisten

neueren Lehrbücher. Jede der 30 Lektionen enthält einen zusammenhängenden Lesestoff, an dem die grammatischen Erscheinungen induktiv entwickelt werden sollen. Die Lesestücke behandeln meist passende, naheliegende Gegenstände; einige Stücke sind französischen Zeitschriften (dem *Figaro* und dem *Temps*) entlehnt. An die Lesestücke schliessen sich Erörterungen über die Aussprache und Grammatik an. Dann folgen Sprechübungen und endlich deutsche Einzelsätze, zusammenhängende Stücke, die sich an die französischen Vorlagen anlehnen. Eine Lautschrift in den Anfangsunterricht einzuführen hält der Verfasser für entbehrlich, ebenso einen phonetischen Vorkursus. Die 2. Abteilung bildet ein Lesebuch mit 10 Gedichten, einigen Rätseln und 24 Lesestücken, die vom 2. Jahre an bei passender Gelegenheit durchgenommen werden sollen. Ihr Inhalt ist mit Rücksicht auf die Konzentration des französischen Unterrichts mit anderen Unterrichtsfächern ausgewählt, und zwar sind es einige Märchen, sowie Stücke über Friedrich den Grossen, die den Anschluss an den deutschen Unterricht, einige Erzählungen aus der griechischen und römischen Geschichte, die den Anschluss an den Geschichtsunterricht vermitteln sollen, endlich drei Stücke über die Erdkugel, die Entfernung der Erde von der Sonne und die Berliner Stadtbahn, die an den geographischen Unterricht anknüpfen sollen. Abteilung III enthält die Grammatik. Die Regeln sind durchweg in knapper und fasslicher Form gegeben. In die Formenlehre sind die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen an passender Stelle eingeschoben. Die Veränderlichkeit des Participe passé hätte dabei nicht übergangen werden sollen. Am Schluss finden sich Wörterverzeichnisse zum Lehrbuch (nach Lektionen) und zum Lesebuch (alphabetisch).

Einige Kleinigkeiten seien noch erwähnt. S. 1: spricht der Verf. von stummen Lauten (!). S. 4: „Scharfe Artikulation; helle Aussprache von *-en-* und *-an-*." Das ist nichtssagend. S. 15: Die störenden vertikalen Striche in *on déjeune entre | onze heures et | une heure et | on dîne à six heures*, die den Ausfall der konsonantischen Bindung andeuten sollen, die aber zu ganz unfranzösischer Aussprache verleiten könnten, müssten beseitigt werden. S. 16: Bindung des *s* in *deux heures et demie*, *trois heures et quart* ist falsch. S. 30: statt *rémarqae* lies *remarque*. S. 50: *Combien as-tu* payés ces gants? Das *s* ist zu streichen. S. 99 sagt der Verfasser, das Französische kenne, wie das Deutsche, vier Fälle und fügt sofort hinzu: „Eine eigentliche Deklination giebt es nicht." Ist das nicht ein Widerspruch?

LEIPZIG. O. MIELCK.

Kron, R. *Le Petit Parisien. Pariser Französisch.* Ein Fortbildungsmittel für diejenigen, welche die lebendige Umgangssprache auf allen Gebieten des täglichen Verkehrs erlernen wollen. Nebst einer Anweisung zum Studium und einem systematischen Dialogisierungsschema. Karlsruhe. J. Bielefelds Verlag. 1895. VIII, 132 S. 8°. Preis geb. Mk. 1,90.

Das vorliegende Büchlein des schon durch einige tüchtige Arbeiten bekannten Verfassers verdient in hohem Masse die Beachtung der Fachgenossen und Schulbehörden.

Es ist in vielen Beziehungen ein novum. Zum ersten Male wird uns hier ein Buch geboten, welches anregenden und ausreichenden Stoff für Gesprächsübungen über alle wichtigen Gebiete des

öffentlichen und privaten Lebens enthält, aber nicht in langen, ermüdenden Dialogen, wie es bisher in ähnlichen Werken meist der Fall war, sondern in Gestalt von 21 Texten, die allerdings hie und da Beispiele von möglichen Gesprächen in sich schliessen. Letztere sind trefflich abgefasst, durchaus nicht schablonenhaft und zeigen, wie die Texte auszunutzen sind.

Die 21 Textkapitel des Büchleins enthalten eine ganz erstaunliche Fülle von brauchbarem Gesprächsstoffe, der zugleich teilweise die wichtige Aufgabe erfüllt, den Leser über Land und Leute Frankreichs zu belehren. Dass bei der grossen Stoffmenge, die zu bewältigen war, hie und da Dinge unerwähnt geblieben sind, die wohl Erwähnung verdient hätten, ist bei den nur 114 Seiten Text beinahe selbstverständlich, zudem ist es ja auch oft schwer zu entscheiden, ob eine Sache wichtig ist oder nicht. Hier spielt der Geschmack eine zu grosse Rolle. Wohl aber würden wir es gern gesehen haben, wenn der Verf. sich in den Texten ganz auf französische Verhältnisse beschränkt und den Namen des „kleinen Parisers" noch mehr zur Geltung gebracht hätte. Besonders möchten wir noch mehr über Paris selbst erfahren. Der mir zur Verfügung gestellte Raum verbietet es, meine diesbezüglichen Wünsche im einzelnen darzulegen.

In Bezug auf den Ausdruck jedoch macht das Büchlein seinem Namen volle Ehre. Das gebotene Französisch ist völlig korrekt, dabei von einer für Unterrichts- und Selbstunterrichtszwecke wertvollen Einfachheit und Klarheit. Besonders wohlthuend berührt der frische, fröhliche Ton, der das Ganze beherrscht und der bis zuletzt die Teilnahme rege erhält Eine Reihe von kleinen Versehen, die uns bei der in Paris erfolgten Durcharbeitung des Büchleins auffielen, können wir leider wiederum aus Raummangel hier nicht besprechen, werden sie aber zur Kenntnis des Verf. bringen, damit sie bei der zweiten Auflage — die ohne Zweifel bald erfolgen wird — ebenso wie die oben angedeuteten inhaltlichen Gesichtspunkte Berücksichtigung finden können.

Die kleinen Ausstellungen, die wir hinsichtlich des Inhaltes und des Ausdrucks der Texte andeuteten, treten weit zurück gegenüber den mannigfachen Vorzügen, die diese äusserst geschickt abgefassten Texte aufweisen. Auch hier können wir ins einzelne nicht eingehen, können uns aber nicht versagen auf das im Kapitel über die Zeit gegebene *cadran* und die angefügten Erläuterungen mit besonderer Freude und Anerkennung hinzuweisen.

Nicht minder dankbar sind wird dem Verf. für den an die Texte angeschlossenen Anhang, der eine mit praktischen Beispielen und reichlichem Phrasenmaterial ausgestattete Anleitung zu Sprechübungen giebt, wie sie uns klarer und dabei vollständiger kaum irgendwo entgegengetreten ist. Es ist ein völliges System der Sprechübungen, welches wir hier finden und aus dem mancher Fachgenosse viel Anregung gewinnen, das aber besonders für die sich selbst Fortbildenden von Nutzen sein wird. Denn wer die 114 Seiten Text nach dem im Anhange gegebenen systematischen Dialogisierungsschema unter Anwendung der ebenda für alle Arten von Fragen und Antworten zu findenden Formeln und Phrasen durcharbeitet, der wird das vom Verf. in der Einleitung verheissene Ziel erreichen: die Fähigkeit, sich über alle Fragen des täglichen Verkehrs mit einem Franzosen verständigen zu können.

So glauben wir, dass das Buch, welches bei der Unterweisung kaufmännischer Fortbildungsschüler aus der Praxis herausgewachsen ist, sich als ein vortreffliches Selbstunterrichtsmittel bei der vom Verf. in der Einleitung und im Anhange klar dargelegten Benutzungsart er-

weisen wird. Aber auch für unsere höheren Lehranstalten brauchen wir ein solches Buch schon lange, welches den nach den neuen Lehrplänen abzuhaltenden Sprechübungen über Dinge des täglichen Lebens zu Grunde zu legen ist. Wir müssen ein Buch haben, in welchem dieser Gesprächsstoff festgelegt ist; denn diese Uebungen müssen, um dauernden Nutzen zu bringen, systematisch betrieben werden, ganz wie es der Anhang zum *P. P.* zeigt. Sie müssen aber auch möglichst vielseitig sein, und es müssen im Laufe der Schulzeit fast alle wichtigen Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens zur Besprechung kommen. Dazu bedarf es aber gewissermassen einer Fixierung des Gesprächsstoffes, und diese bietet ebenfalls Krons Buch. Als eine Art „Katechismus der Sprechübungen" sollte ein solches Buch unsere Schüler durch alle dem fremdsprachlichen Unterricht gewidmeten Schuljahre begleiten.

Wir können somit das Studium und die Einführung des Büchleins nicht dringend genug empfehlen. Dem Verfasser aber sprechen wir unseren Dank und unsere Anerkennung für die durch das Werkchen gebotene Bereicherung und Förderung des neusprachlichen Unterrichts aus und bitten zugleich, dass er dem „kleinen Pariser" sobald als möglich den „kleinen Londoner" folgen lassen möge.

QUEDLINBURG. E. PITSCHEL.

Französische und englische Schulbibliothek. Hrsg. von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger.

68. *Christophe Colomb* von **Jules Verne.** Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch erklärt von *Otto Mielck.* Leipzig 1893. (Vorwort Biographische Einleitung. 69 Seiten Text. 11 Seiten Anmerkungen nebst Register.)

Zu einer Reihe leichterer Reisebeschreibungen, die für Tertia bestimmt sind, hat der Rengersche Verlag Specialwörterbücher hergestellt, die für diese Stufe wohl angebracht sind; ebenso wird das Notenmaterial durch kurze grammatische Hinweise, auch durch Uebersetzung von Worten und Wendungen die Arbeit des Schülers passend unterstützen. Band 68 der Dickmannschen Sammlung giebt einen Abschnitt aus Jules Vernes *Histoire des Grands Voyages et des Grands Voyageurs*, nämlich die Entdeckungsreisen des Columbus, auf den die Jubelfeier der Entdeckung Amerikas die ganze gebildete Welt wieder hingewiesen hat. Auf den viel bei uns gelesenen Jugend-Schriftsteller Jules Verne aufmerksam zu machen, ist unnötig. Die vorliegende, in der oben angedeuteten Weise ausgestattete Bearbeitung von Mielck giebt einen vortrefflichen Lesestoff für die mittleren Klassen.

Seite 4,33: *L'expédition fit de l'eau*, hier wäre die Uebersetzung von *faire de l'eau* wünschenswert, das freilich auch ins Specialwörterbuch aufgenommen werden kann. Erfahrungsmässig hat man auch in kleineren Wörterbüchern für die Wendungen von faire, mettre, prendre längere Artikel durchzusuchen, bis man das Passende findet; hier hilft eine Fussnote. — Dasselbe gilt S. 4,36 von *Paderao*, das weder unter dem Text noch in den Anmerkungen an der Stelle erklärt ist. — S. 33,24 ist *leurs armes aidant* passend übersetzt *mit Hilfe ihrer Waffen*, aber nicht erklärt; wenn auch in der Klasse der grammatische Vorgang erklärt oder nach Bedarf wiederholt wird, erfordert die Note auch für den praeparierenden Schüler den Zusatz: absolute Participialconstruction;

übersetze etc. Auch wiederholentlich in den Fussnoten solche Hinweise zu geben, halte ich für angemessen.

Gleichfalls mit Wörterbuch versehen ist Band 72 der Dickmann-schen Sammlung betitelt *De Leipsic à Constantinople.* Journal de route 1892. Mit einer Karte. Für den Schulgebrauch erzählt von Jos. Aymeric. 1893. 101 Seiten Text, 4 Seiten Anmerkungen.

In den Sommerferien 1892 machten die sächsischen Turner eine Orientfahrt, an der der Verfasser und Herausgeber des Bandes, Herr Dr. Jos. Aymeric, Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt zu Leipzig, sich beteiligte. Die Reise ging über Wien nach Triest, wo der Oesterreichische Lloyd zwei grosse Dampfer, die Hungaria und die Diana, für die Orientfahrt stellte. Man berührte Spalato, Cattaro, Korfu, Patras, Athen, das genauer besprochen wird, von dort ging es über Saloniki nach Konstantinopel, das dem Leser eine Schilderung des orientalischen Lebens bringt. Dann zurück nach Smyrna, von da durch den griechischen Archipel nach Sicilien, und über Messina nach Triest zurück.

Die Reise berührt also fast alle Stätten antiker Kultur, und auf Schritt und Tritt finden wir, neben der Schilderung des Verlaufs der Reise, malerische Schilderung von Land und Leuten, archäologische und kulturgeschichtliche Notizen. Die Darstelluug ist bei aller manchmal fast an Flüchtigkeit streifenden Kürze wohlgelungen: die entrollten Bilder sind flott gemalten Aquarellskizzen zu vergleichen. Die Sprache und der Ton sind frisch, lebendig und werden reifere Schüler, auch wenn ihnen nicht die Aussicht auf eine ähnliche Reise gemacht werden kann, lebhaft interessieren; reifere Schüler aber müssen es sein, wenn sie die kunstgeschichtlichen und litterarhistorischen Bemerkungen recht geniessen wollen. Für solche Schüler sind dann auch in der verhältnismässig leichten Lectüre Noten unter dem Text fast ganz entbehrlich. Die Bemerkungen hinter dem Text dagegen könnten zum teil ausführlicher sein. Zu belehrenden Gesprächen im Anschluss an die XIX Abschnitte der Reise wird sich das gebotene Material ganz besonders empfehlen.

81. *Journal d'un officier d'ordonnance juillet 1870—février* 1871 par le **Comte d'Hérisson**. Auswahl. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Ulrich Cosack. 1894.

Der vorliegende 81. Band der Dickmann'schen Sammlung enthält ein Vorwort, eine biographische Einleitung, 112 Seiten Text, 24 Seiten Anmerkungen, ein Sachregister und 2 Karten. Im Vorwort weist der durch die Herausgabe des *Siège de Paris* von Sarcey vorteilhaft bekannte Commentator auf die Verschiedenheiten hin, die bei der Behandlung desselben Stoffes durch d'Hérisson und Sarcey zu tage treten. Den Vorwurf, dass d'Hérisson nicht sine ira et studio schreibe (Vorwort S. V), meint der Beurteiler ablehnen zu können, da der Verfaser kein Geschichtswerk geben will (Text S. 34, 1—4; S. 65, 10—19), sondern nur persönliche Erlebnisse schildert. Dass der pflichttreue Soldat und der Aristokrat d'Hérisson, dem der General Schmitz im Notfall das ritterliche Geleit der Kaiserin anvertrauen will (Text S. 28—29), die Gräuel der Commune nicht ohne Abneigung erzählt, kann ihm als Vorwurf nicht gelten; aber man muss es ihm anerkennen, dass er ohne Voreingenommenheit über Trochu und Jules Favre, und ohne Missgunst selbst über Bismarck urteilt. Und wenn ihm eine gewisse Selbstgefälligkeit (Vorwort S. V) vorgeworfen wird, so gehört diese, soweit der Beurteiler auch an dieser Schrift beobachtet, zum französischen Nationalcharakter.

Hervorgehoben muss aber werden, wie den Verfasser das militärische Verhalten des Feindes zu richtiger Wertschätzung, und z. B. das Ehrengeleit, das dem gefallenen General Guilhem (Text S. 39) zu teil wird, zu voller Anerkennung veranlasst. Reifere Schüler werden daher der geschickt gekürzten Erzählung mit lebhafter Teilnahme folgen.

S. 4, 27 sind die Worte *La leçon les valait* richtig übersetzt: Sie waren ein (wohlverdienter) Lohn für die Lehre; aber die Lehre wird falsch auf die Haltung Irlands gegen England gedeutet, von der freilich vorher Zeile 20—25 die Rede ist. Sie bezieht sich vielmehr auf die Haltung Englands während des ganzen Krieges, wie die Worte *à la fin du siège . . .* beweisen, und das Verhalten Irlands bewirkte nur, dass Englands Feindschaft nicht offen hervortrat. — S. 27, 37 ist *quitte à régler nos comptes entre nous* ungenau wiedergegeben; da *quitte* sich auf *Empire*, Zeile 33, bezieht, übersetze in den Stand gesetzt, allein unter uns abzurechnen. — S. 40, 24 *gros comme le bras*, ungenau übersetzt: einmal über das andere; die Wendung entspricht unserm *faustdick*. — S. 66, 17: *cadre* bedeutet das ganze Stammkommando; nur aus dem Zusatz *officiers ou sous-officiers* wird die Uebersetzung: *Vorgesetzte* dem Sinne nach richtig. — S. 68, 20: *ils n'avaient pas de quoi recevoir* unrichtig: *Sie fanden keine Wohnstätte*; übersetze: *Sie konnten nicht (Gäste) empfangen;* denn es geht als Gegensatz vorher *ils avaient de quoi vivre.* Sinn: Sie hatten für sich zu leben, konnten aber nicht noch Gäste bewirten. — S. 91, 7: *les crêtes couronnées* = die (von uns d. h. von den Franzosen) besetzten Höhen; *couronner* in seiner ursprünglichen Bedeutung. Die Angabe seltenerer und schwererer Vocabeln und Wendungen ist in löblicher Weise beschränkt; wenn S. 40, 22 *cul de basse-fosse*, S. 56, 5 *remous* unübersetzt blieben, hätte der Beurteiler auf S. 68, 1/2 *canard dans une croûte*, S. 55,3 *carcel*, S. 85,6 *pochard*, S. 96, 26 *serviette ministerielle* unter dem Text erklärt, zumal diese Worte in manchen der noch üblichen Wörterbücher nicht angegeben sind.

In dem sehr fleissig gearbeiteten Commentar ist eine Fülle wünschenswerter Notizen über Realien gegeben; S. 132 zu 75, 8 muss es heissen Pont-à-Mousson. Ein alphabetisches Sachregister erleichtert das Nachschlagen.

Die beigegebenen Karten sind von einer den Zwecken der Lectüre angemessenen Genauigkeit.

84. *L'Invasion.* Souvenirs et récits par **Ludovic Halévy.** Mit drei Kartenskizzen. Im Auszug zum Schulgebrauch herausgegeben von Joseph Victor Sarrazin. 1894. (Vorwort. Biographische Einleitung. 82 Seiten Text. 11 Seiten Anmerkungen nebst Register.)

Das durch den Tod Dr. Ahns frei gewordene Bändchen 84 der Dickmannschen Sammlung hat als Herausgeber Herr Dr. J. Sarrazin übernommen. Halévys nach den Berichten von Augenzeugen aufgezeichnete Skizzen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71 sind in der vorliegenden Zusammenstellung auch nach der Meinung des Beurteilers für Obertertia oder Untersecunda ein lehrreicher und spannender Lesestoff. Die schlichte und doch durch ihre Lebenswahrheit fesselnde Darstellung der Schrecknisse des Krieges, ohne die entstellende Zuthat politischer Leidenschaft, wird den jugendlichen Leser sicher sehr bald interessieren. Darum seien die Herren Fachkollegen auf das Bändchen freundlichst aufmerksam gemacht.

Die Bemerkung zu S. 15, 26 hält der Beurteiler für entbehrlich, wie sie z. B. S. 17,3 bei *plaquer* unterblieb. Aus der allgemeinen Bedeutung von *marcher* = vorwärts gehen oder Fortschritte machen, muss der Schüler auf dieser Stufe schon imstande sein, die besondere zu entwickeln für den Satz: *la soupe commence à marcher.* — Auch S. 67,20 ist die Fussnote *il n'y avait pas moyen*, es war unmöglich, zu entbehren, da die Stelle absolut keine Schwierigkeit bietet. — Auffällig ist S. 53,9: *chaos*, spr. *kaôsse*; nach den Phonetikern sprich *ka-o'*, wie auch z. B. der grosse Sachs-Villatte s. v. richtig angiebt.

85. *Le petit poucet du XIX*e *siècle.* Georges Stephenson et la naissance des chemins de fer par **Fréderic Passy**. Mit 10 Abbildungen. Für den Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Benno Röttgers. 1894.

Band 85 der Dickmannschen Sammlung, dessen Bearbeiter vielen Fleiss auf sprachliche und sachliche Erklärung verwandt hat, verdient als Lectüre in Unter-Secunda oder kurz vorher (Vorwort S. VI) angelegentlich empfohlen zu werden. Der Herausgeber hat nach der Meinung des Beurteilers mit diesem Bändchen zu der (im Vorwort S. VII) besprochenen Bereicherung der französischen Klassenlectüre im Sinne der neuen Lehrpläne einen guten Beitrag gegeben. Einer sorgfältig geschriebenen biographischen Einleitung folgt in 2 Hauptabteilungen der Text, der wieder in Kapitel und Abschnitte zerfällt. Die leichte und gefällige Sprache dieser kurzen Abschnitte, denen ausserdem noch kurze Inhaltsangaben vorgesetzt sind, macht, dass sich das Ganze ohne Mühe rasch wegliest. Trotzdem bleibt S. 35 des Textes, in der Ueberschrift *L'âge mure* nicht unbemerkt, das auch in Seitenüberschriften 36—49 hartnäckig wiederkehrt. Sonst sind dem Beurteiler nur geringfügige Versehen begegnet: S. 7,32: *ne lui garda pas rancune,* in der Note ***ni** lui garda p. r.,* und anderswo ein paar verdruckte Eigennamen. — S. 10,26 *en foi de quoi*, wie das lateinische „in fidem", übersetze: „um dies glaubhaft zu machen" d. h. „zu beweisen". Das Nachschlagen in dem sorgfältigen Commentar erleichtert ein Namen- und Sachregister.

CHARLOTTENBURG. GEORGE CAREL.

86. **Saintine,** *Picciola*, für den Schulgebrauch hrgb. von B. Lengnick 1895. XII + 120 Seiten, nebst einer Karte. Preis gebd. Mk. 1,20.

Vor fast 60 Jahren erzielte der Lustspieldichter und Erzähler J. H. Boniface, genannt Saintine, mit der hier zum Schulgebrauch vorliegenden idyllischen Novelle *Picciola* den Montyon'schen Tugendpreis und in allen Ländern, wo französisch gelesen wird, einen Sensationserfolg.[1]) Bedenkt man ausserdem den geschichtlichen Hintergrund der reizenden und begeisternden Erzählung, — die napoleonische Zeit, — sowie die durchaus ideale Tendenz, so wird man unbedingt der von Lengnick getroffenen Wahl zustimmen und Picciola als eine Bereicherung des Lesestoffkanons begrüssen.

[1]) Dass die blasierte Jetztzeit an *Picciola* noch Gefallen findet, beweisen die immer noch Absatz findenden Auflagen. Die Hachetteausgabe hatte 1888 schon die 51. Auflage hinter sich.

Um den Umfang eines Bändchens nicht zu überschreiten, musste L. manche Kürzung eintreten lassen und das Weggelassene teils in der Einleitung, teils in den Anmerkungen des Anhangs ersetzen. Nirgends ist das Verständnis gestört oder etwas Erhebliches getilgt.

Die Fussnoten sind in beschränkter Anzahl gegeben, und viele verdeutschen einfach die italienischen Ausdrücke. Bei *per Bacco* (15.33) wäre neben potztausend die bezeichnende wörtliche Uebersetzung zu geben gewesen. Bei *Eccellenza* (17.23) wäre der Zusatz vonnöten, dass in Italien man mit diesem Titel ebenso freigebig ist, wie der Oesterreicher mit „Euer Gnaden".

Die sachlichen Anmerkungen S. 113—120 bieten alles, was man verlangen kann und werden bei Sprechübungen sich leicht verwerten lassen, da die meisten ausführlich gehalten sind. Nicht ganz richtig ist die Angabe S. 117, dass die Ehrenlegion Frankreichs einziger Orden sei: man hat dort das *mérite agricole* (vulgo Lauchorden), die *palmes académiques* (= der violette Trost), sowie das Verleihungsrecht tunesischer, annamitischer etc. Orden, so dass ordensgierige Streber nahezu dieselbe Gelegenheit zur Befriedigung haben, wie in Deutschland. Bei *Menou* (68.35) wäre es dem Schüler interessant zu wissen, dass dieser Kriegsmann zum Islam übertrat und sich Abdallah Menou nennen liess. Die Bezeichnung Stallarzt für Marat (zu 71.16) ist in dieser Kürze unverständlich.

Wir wünschen der Ausgabe der herzerfrischenden *Picciola* weite Verbreitung in unseren Schulen. Langeweile oder Uebersättigung wird sie nicht aufkommen lassen. Das Buch hat den seltenen Vorzug, dass es nicht blos für Sekundaner und Primaner gleich gut passt, sondern auch für „höhere Töchter".

90. **Arago, François.** *Histoire de ma jeunesse*, für den Schulgebrauch hrgb. von Otto Klein. X und 108 Seiten. 1895. Preis in Leinw. gebd. Mk. 1,10.

Die Jugenderinnerungen des berühmten französischen Gelehrten, der mit unserem Humboldt eng befreundet war (vgl. S. 68), sind spannend zu lesen. Aus ihnen lernt der Schüler die Eigenart des Mannes kennen, der mit 23 Jahren sich durch wissenschaftliche Grossthaten die Würde eines Mitgliedes der *Académie des Sciences* erobert hatte; er gewinnt ausserdem ein lebenerfülltes Bild von der kriegerischen Stimmung Südeuropas im Napoleonischen Zeitalter, von Spanien und Algier zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wer ausserdem im französischen Lesestoff Berührungspunkte mit den mathematischen Wissenschaften sucht, wird hier befriedigt sein, während solche Lehrer, die mit dem Ref. dies verwerfen, unbeschadet des Zusammenhangs über die betreffenden Stellen und die ausführlichen Erklärungen im Anhang hinweggehen können.

Der Stoff eignet sich in jeder Hinsicht als Lecture für Primaner, vorzugsweise für solche, die besonderes mathematisches Interesse haben.

Die Fussnoten sind spärlich gegeben, da ja das Buch nur in den Oberklassen gelesen werden kann. Einzelne Stellen hätten eine derartige Note recht wohl ertragen: z. B. *vous serez mal noté, du moins pour le caractère* (9.17), oder 14,16 ff., oder *le lazaret* (67,34), damit man ja nicht in Versuchung gerät, diesen Ausdruck mit dem unsrigen zu identifizieren, was auch die Note S. 102 nicht hindert. An anderen Stellen ist die Fassung der Fussnoten nicht musterhaft (z. B. 1,6; 8,36), oder die Uebersetzung nicht ganz zutreffend (7,32; 8,4). Noten wie

4,10; 10,9; 11,7; 59,22 sind entbehrlich. Unrichtig ist die Verdeutschung von *rang de promotion* (9,34), was schon aus der Stelle 12,25 hervorgeht. In den höheren Staatsschulen Frankreichs versteht man darunter den durch die Schlussprüfung errungenen Platz des einzelnen Zöglings innerhalb seines Jahrgangs (= *la promotion*); diese Nummer wird durch das Journal officiel und alle grösseren Tagesblätter veröffentlicht und spielt in der weitren Laufbahn des Kandidaten keine unwichtige Rolle. — *A titre de réparation* (7.31) heisst einfach als Genugthuung, als Ehrenerklärung (cf. *à titre d'essai* 13,20).

Besonders sorgfältig hat der Herausgeber die Sacherklärungen behandelt, welche überhaupt die starke Seite der Rengerschen Schulbibliothek bleiben. Mit Namenverzeichnis nimmt der Notenanhang nicht weniger als 28 Seiten ein, ein volles Viertel des ganzen Buches. Einzelne Anhangsnoten sind kleine Abhandlungen, namentlich die mathematischen und technischen, und bieten willkommenen Stoff für Sprechübungen und freie Vorträge. Denn es kann nicht genug wiederholt werden, dass Sprechübungen, die lediglich einförmiges Wiederkäuen des gelesenen Textes sind, auf die Dauer abstumpfend wirken und — daher die Wort- und Sacherklärung in erster Reihe den Stoff zu den Sprechübungen abzugeben hat. Von diesem Standpunkt aus scheint uns der Herausgeber im Allgemeinen das richtige Mass getroffen zu haben.

Selbstverständlich ist ein so reicher Kommentar nicht einwandsfrei. Stellen wie *voulez-vous me confier la clef du sucre* (14.6) und 48,15, wo die Herzogin den Gefangenen Zucker zusendet, sind nicht verständlich, wenn nicht auf die damaligen fabelhaften Zuckerpreise (Kontinentalsperre!) hingewiesen wird. Jetzt wäre ein solches Geschenk der förmliche Hohn. Ebenso wird wohl die Bemerkung zur spanischen Jota (S. 24 unten) jedem unverständlich bleiben, der nicht spanisch kann: im Anhang hätte gesagt werden sollen, dass dieser spanische Laut dem alemanischen *ch* entspricht. Nicht recht klar ist, trotz der Fussnote, der Unterschied zwischen *commandant réel* (37.14) und *capitaine en titre* (37.3), ebenso wenig ob *Raïs* (ebenda) ein Titel ist, wie aus 48.12 hervorzugehen scheint.

Es fehlt zum *ranz des vaches* (40.26) eine entsprechende Anmerkung, in welcher der leicht erreichbare Text des wälschen Kuhreigens hätte gegeben werden können. Unverständlich ist *la barrière* (49.11) ohne eine Darlegung der alten Oktroiverhältnisse von Paris, eine Erläuterung des Begriffs *cabarets de barrière* bezw. des dort im *petit bleu* schwelgenden Gesindels. Ebenso bedarf der Ausdruck *une lettre de marque anglaise* (63.31) einer Erläuterung, nicht minder auch *le Sénat* (74,7), — Aus den Anmerkungen zur *école centrale* (3 a 28) geht nicht genügend hervor, dass diese Kreisschulen an Stelle der Gymnasien traten und wieder verschwanden, als diese Anstalten von Napoleon wieder eingeführt worden. — Hätte bei *Laplace* (S 84) nicht die Kant-Laplace'sche Theorie genannt werden können? — Die Erklärung zu *un officier émigré du régiment de Bourbon* (40.31) ist unzutreffend. Hier ist das spanische Regiment dieses Namens gemeint, in welchem der betreffende Emigrant zufällig als Offizier diente; denn die im Anhang S. 97 genannten Scharen, welche Condé, Mirabeau-Tonneau u. a. führten, haben nie den Namen *régiment de Bourbon* geführt, weder am Rhein, noch später. — Den ergötzlichen Auftritt, in welchem Arago sich als Muhammedaner stellt, um dem jedem *Rumi* dräuenden Tod zu entgehen, vergleicht der Gelehrte treffend mit der grottesken Mamaschiszene im

Bourgeois-Gentilhomme. Was hat der Schüler davon, wenn ihm im Anhang einfache (S. 99) gesagt wird, dieser Auftritt stehe IV,5 und 6?

Die zahlreichen Bemerkungen, welche Ref. zu der verdienstlichen Arbeit von O. Klein geben zu sollen glaubte, sollen den Wert derselben nicht herabsetzen, sondern nur zeigen, welch' reichen Stoff die von ihm unseren Schulen zugänglich gemachte Schrift bietet. Sie wird sich im Kanon der Prima einen Platz dauernd erobern.

JOSEPH SARRAZIN.

Wertheimer, Emanuel. *Pensées et Maximes.* Traduction de Marcelin, Bon Grivot de Grandcourt, Lettre-Préface de Fr. Coppée, Paris Paul Ollendorff. 1895, 139 p.

Was La Rochefoucauld und La Bruyère mit Beziehung auf ihre Zeit gethan haben, versucht der Verfasser dieser Schrift für unsre modernen Verhältnisse, und sein Versuch ist wohlgelungen. Coppée stellt ihm in seinem Dankschreiben mit Recht das Zeugnis aus: *Certaines de vos observations n'auraient pu être faites par un La Rochefoucauld ou un La Bruyère en leur temps.* In der That hat der Verf. neben den allgemeinen, sich in allen Zeiten gleichbleibenden menschlichen Verhältnissen, auf die besondren Gestaltungen der Litteratur, Kunst, Schriftstellerei und der sozialen Beziehungen in einer Reihe scharf umrissener, auch genauer Lebensbeobachtung und Menschenkenntnis ruhender Aussprüche uns vorgeführt. Er hält sich frei von einseitiger Parteinahme, wird vielmehr allen Bestrebungen des vielgestaltigen öffentlichen und privaten Lebens gerecht, verfällt auch nicht in die moderne Zeitkrankheit des Pessimismus, man müsste denn jede ungeschminkte Schilderung der oft unerquicklichen Wirklichkeit so bezeichnen wollen. Besonders ist Verfasser ein scharfblickender Kenner weiblicher Eigenheit, hascht aber in seinen offenen, freimütigen Aeusserungen hierüber nicht, wie eine gewisse neuere Richtung das thut, nach pikanten Uebertreibungen und frivolen Wirkungen, sondern bleibt stets mass- und taktvoll. Manche Stellen seines Buches bekunden ihn sogar als entschiedenen Gegner des Naturalismus in der Kunst und Litteratur. Der Raum versagt es uns, Proben dieser treffenden, fesselnden Beobachtungen hier abzuschreiben, wir bemerken nur, dass von den hunderten seiner Aussprüche alle zum Nachdenken, die weitaus meisten zur Beistimmung und kaum Einer zum direkten Widerspruche reizt, auch die verallgemeinernde Form derselben nie die Dinge und Menschen in die Zwangsjacke eines Systems presst. In der trefflichen Uebersetzung bietet die Schrift eine äusserst anregende und belehrende Lectüre, die durch ein sorgfältiges Register sehr erleichtert und übersichtlich gemacht wird.

R. MAHRENHOLTZ.

Sales, Pierre. *Le haut du pavé.* Paris. Flammarion. 1895 357 S. 8°.

„*Le haut du pavé*" — das ist die Creme derjenigen Leute, deren unschuldigste Beschäftigung das Pflastertreten ist; die beste schlechte Gesellschaft; verschuldete Marquis; echte und unechte Grafen; Barone, denen Stammgüter und wahrer Ehrbegriff abhanden gekommen sind; Sportsmen, Clubmen, Spieler und Falschspieler; innen verfault und aussen

gefirnisst. Daneben tritt im Romane die Abenteurerin dunkler Vergangenheit mit grossem Blicke und grossen Leidenschaften; die Comtesse, die ihr den Geliebten streitig macht; und als Gegenstücke: der echte Edelmann alten Schlages; sein vom Geiste der Neuzeit ergriffener Neffe; seine reizende Tochter. — Lauter bekannte Gestalten, deren Leben, Thaten und Meinungen uns weder neu sind noch sein wollen. Was fesseln soll und auch wirklich fesselt, das ist die geschickte Erfindung und Führung der Handlung, die dramatische Zuspitzung der Effecte, die spannende Darstellung und der elegante Stil. So kann dieser Pariser Roman als prickelnde Unterhaltungslecture durchaus empfohlen werden.

GIESSEN. E. NETTO.

Montépin, X de. *La mendiante de Saint-Sulpice. — Sœurs Jumelles.* Paris; E. Dentu; II vol. 1895. 464 und 422 S. 8°.

Niemand wäre wohl mehr erstaunt, als der Verf. des Romans selbst, wollten wir ein Loblied auf seine Gedankentiefe, sein Compositionstalent, sein Stilgefühl singen. Und doch lassen sich ganz unzweifelhafte Vorzüge bei ihm feststellen; dies Buch ist durch seine Mängel ineressanter als manches bessere. Aus Voltaire und Rousseau, aus Daudet und Feuillet lernt man wohl die Sprache der Salons kennen, aber nimmermehr die des täglichen Lebens im Wohnzimmer, auf der Strasse, im Restaurant, vor dem Thore. Denn jeder Schriftsteller Frankreichs, der mit den Palmen der Akademie liebäugelt, wird sorgfältig alle familiären Wendungen und Nachlässigkeiten des Ausdrucks von sich fernhalten. X. de Montépin hat seine Blicke nie zur Akademie erhoben; daher giebt er uns unwissentlich für das Studium der französischen Umgangssprache einen ganzen Schatz von Worten, Ausdrücken, Satzfügungen, Parisismen, die schwerlich anderswo in so bequemer Weise dem Ausländer zugänglich gemacht werden.

GIESSEN. E. NETTO.